

DIE JUDENAUSROTTUNG IN POLEN XI

AUGENZEUGENBERICHTE

VIERTE SERIE:

WARSCHAU

GENÈVE 1945

Die Judenaustrichtung in Polen

Augenzeugenberichte

Vierte Serie

W A R S C H A U

Die Vernichtung der Jüdischen Gemeinde bis zur
grossen Revolte

C 1651

Februar

Genf

1945

Historische Stiftung
Genève

V o r w o r t

Der nachstehende Augenzeugenbericht über die allmähliche Vernichtung der grossen jüdischen Gemeinde Warschau, der grössten Judengemeinde in Europa, vervollständigt die früher herausgegebene Darstellung über die Vernichtung des Warschauer Ghettos, indem er die schriftweise Liquidation der jüdischen Bevölkerung von Warschau bis zum Beginn der grossen letzten Revolte schildert.

Der Zeuge, der dies alles miterlebt hat, ist ein junger jüdischer Mediziner und Offizier der polnischen Armee. Er wurde im Jahre 1912 in Slonim geboren und zwar als Sohn eines Waldbesitzers und Industriellen, der auf die Ausbildung seiner Kinder grosses Gewicht legte. Gleich seinen sieben Geschwistern studierte er, nachdem er bis 1930 in Deutschland ein Gymnasium besucht hatte und zwar Medizin an der Berliner Universität und gleichzeitig an der Hochschule für Leibesübungen in Charlottenburg. 1933 kehrte er nach Polen zurück. Militärdienst leistete er in Warschau in einem Infanterieregiment. Am 24. August 1939 mobilisiert, machte er den Krieg gegen Deutschland als Unteroffizier im 30. polnischen Infanterieregiment mit. Nach der Kapitulation Warschaus schlug er sich mit seinen Eltern nach dem inzwischen von russischen Truppen besetzten Slonim durch. Auf Wunsch der Eltern, die ihm die Möglichkeit schaffen wollten, seinen Traum, in Palästina zu leben, zu verwirklichen, ging er zunächst nach Wilna um von dort weiterzufahren; drei Monate brachte er dort und in anderen litauischen Städten zu. Da inzwischen über seine Familie schweres Unglück gekommen war - die jüngste Schwester wurde am 26. September 1939 zweiundzwanzigjährig durch einen Bombensplitter zerrissen - wollte er seine Eltern noch einmal sehen. Auch seine Mutter war bei dieser Gelegenheit schwer verletzt worden, und er fand sie auf dem Sterbelager. Um den letzten Wunsch der Mutter zu erfüllen, nämlich der Schwester einen Grabstein setzen zu lassen, begab er sich unter mannigfachen Gefahren nach Warschau. Nach erfüllter Mission gelang es ihm aber nicht, wiederum die Grenze zu überschreiten; er wurde gefasst, versuchte es wieder, auch diesmal vergeblich. So kehrte er am 12. Februar 1940 nach Warschau zurück und lebte bis zum 19. Juni 1943 in dieser Hölle. Erst dann gelang ihm die Flucht.

Die Glaubwürdigkeit der Schilderung und ihre Einzelheiten unterliegen nicht dem geringsten Zweifel. Es sollte aber schon jetzt, solange sein Name noch nicht genannt werden kann, ein kurzes Bild seiner Persönlichkeit, seines Bildungsniveaus und seiner wechselreichen Erlebnisse gegeben werden.

Seitdem hat das Warschauer Judentum zu bestehen aufgehört. Auch die grosse Stadt Warschau selbst ist zu einem Ruinenfeld geworden. Sie wird wieder aufgebaut werden, ebenso wie das Land, dessen Hauptstadt sie war. Immer wieder aber, unablässig und nie zu oft wiederholt, muss der Appell ergehen, auch dem jüdischen Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der unerbittliche, von seinen

Feinden ihm aufgezwungene Kampf, der Heldenmut seiner Söhne und Töchter, seine ungezählten Opfer - sie sind der Rechtstitel Israels für diese seine Forderung nach Gerechtigkeit, nach endlichem Frieden, nach Ruhe, Arbeit und neuem Aufbau in seinem eigenen Lande. 'Warschau und seine alte, ehrwürdige jüdische Gemeinde gingen unter, aber der Geist der in ihr und den anderen zerstörten jüdischen Gemeinden Europas lebendig war, ist unzerstörbar. Ihm eine Heimstatt zu schaffen zu neuer Entfaltung - das ist die Forderung des jüdischen Volkes an sich selbst und an die Baumeister einer neuen Welt.

EINLEITUNG.

=====

Die Fragen die im Ausland über die Verhältnisse der Juden in Polen an mich gestellt werden, zeugen von einer solchen Unkenntnis, dass ich mich verpflichtet fühle, einen kurzen Ueberblick der hauptsächlichsten Ereignisse zu geben.

Ich will versuchen der Reihe nach die Vorgänge zu rekonstruieren und nur das anzuführen, was ich selbst erlebt und gesehen habe. Da aus Gründen, die wohl jedem einleuchtend sind, es unmöglich war, ein Tagebuch aus Warschau ins Ausland mitzunehmen, ist es mir jetzt ziemlich schwer, genaue Daten anzubringen und all die Namen der Deutschen anzuführen, die an der Vernichtungsaktion teilgenommen haben.

Es ist mir wohlbekannt, dass die Geschichte der Warschauer Juden vom ersten Tag des Einmarsches der Besatzungstruppen bis zur totalen Vernichtung des Ghettos von Geschichtsschreibern und Schriftstellern der Welt überliefert werden wird. Bis aber diese Werke erscheinen werden, möchte ich mitteilen, was ich als einfacher Jude mitten unter diesen 450.000 in Warschau erlebt habe.

Der Leidensweg der jüdischen Bevölkerung lässt sich in drei Perioden einteilen:

- I. Die Zeit vom Einmarsch der deutschen Truppen bis zur Errichtung des Ghettos.
- II. Das Leben im Ghetto bis zum 21. Juli 1942.
- III. Die Liquidation des Ghettos vom 21. Juli 1942 an.

- o - o -
o - o
-

DAS LEBEN DER JUDEN IN WARSCHAU VOM KRIEGSBEGINN BIS ZUR ERRICHTUNG DES GHETTOS.

Pflicht und Schrecken jagten die jüdische Bevölkerung im September 1939 in die Vorstädte Warschaus, um ihr Leben nicht nur zur Verteidigung ihres Vaterlandes und ihrer Hauptstadt einzusetzen, sondern auch als Juden für die Erhaltung der Existenz ihrer Frauen und Kinder zu sorgen. Während nach der schrecklichen Belagerungszeit der polnische Teil der Bevölkerung nach Einstellung des heroischen Widerstandes seiner täglichen Arbeit wieder nachging und das Leben in Warschau unter den schweren Tritten der Belagerungstruppen sich neu formte, wussten wir Juden, dass für uns ein neuer Kampf begann, weit ungleicher noch als der, dem Polen erlegen war. Der Ausgang dieses Kampfes war voraussehbar.

Auf die zwei Millionen Juden, die sich im deutschen Okkupationsgebiet befanden, stürzte sich der zu ihrer Vernichtung vorbereitete Apparat des dritten Reiches mit seiner ganzen Macht, seiner Bestialität und Hinterlist. Es machte den Eindruck, dass eine speziell zur Vernichtung aufgebaute Verwaltung gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen vollzogen wurde. Es kam einem Aufruf vor, der die jüdische Bevölkerung begann, dessen voller Sinn uns erst heute bewusst geworden ist. Der Sinn dieses Aufrufes war etwa folgender:

Wir Deutschen dulden keinen Terror, wir werden Euch schützen gegen alle Angriffe der polnischen Bevölkerung, wir werden keine Ausschreitungen, keine Pogrome Euch gegenüber dulden. Meldet gleich

Plünderungen oder irgendwelche andere Gewalttaten den entsprechen - den Behörden! Jeder soll seiner Arbeit nachgehen! Wir fordern Ruhe und Arbeit! Jeder, der sich den Vorschriften der Behörden anpasst, hat nichts zu befürchten!

Dieser Aufruf war die erste Ueberraschung und schon entstanden Meinungsverschiedenheiten im Lager der Juden, die durch solche zynische Versicherungen in zwei Parteien geteilt wurden: solche die den Deutschen Glauben schenkten und gegen jeden koordinierten Boykott deutscher Verordnungen waren, und solche, die diese Bekanntmachungen gleich durchschauten, und deren Warnungen aber erst dann Gehör geschenkt wurde, als schon 90 Prozent der Warschauer Juden ermordet waren.

Wie sahen nun die Versicherungen der deutschen Behörden in Wirklichkeit aus? Davon konnten sich gleich die überzeugen, die den Mut hatten, in den ersten Tagen nach der Kapitulation Warschaus ihre Häuser zu verlassen, um Nahrung für ihre Frauen und Kinder zu holen. Aus den Schlangen, die hinter den Feldküchen standen, aus denen die Deutschen der hungern- den Bevölkerung Suppe verteilten (mehr zu Propagandazwecken als um wirkliche Not zu lindern), wurden die, deren Gesicht eine semitische Abstammung verriet, mit Schimpf und Schande und unter den wuchtigen Schlägen der Gewehrkolben vertrieben.

Zu den beliebten Methoden, sich als Beschützer der jüdischen Bevölkerung aufzuspielen, gehörte das Organisieren von Banden 15 bis 16 jähriger polnischer Lummel, die mit Stöcken und Steinen jüdische Geschäfte überfielen. Die Liquidierung dieser Banden wäre ja für die Juden ein leichtes gewesen, wenn nicht ein paar Meter davon entfernt die Filmberichter- statter diese Szenen und das Einschreiten der deutschen Polizei zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung gefilmt hätten. So mussten jü- dische Greise, Frauen und Kinder ihre Körper ruhig den Knütteln dieser Roudies hinhalten, um der allmächtigen deutschen Propaganda zu dienen.

Scheinbar planlos waren die Ausschreitungen in allen Stadtteilen War- schaus, ganz gleich, ob sie im eleganten Westen oder im alten Juden - viertel stattfanden. Damals sah das alles planlos aus, aber heute ver- stehen wir schon das planmässige Zermürben. Tüglich wurden auf der Strasse Greise gepeitscht, mit Vorliebe solche, die ihrem Aussehen nach den Typus des jüdischen Geistlichen darstellten. Zur Belustigung der Soldaten wurden ihnen die Bärte abgeschnitten, man zwang sie öffentlich Kniebeugen und andere entehrende Bewegungen auszuführen. Und nachdem sie bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen wurden, liess man sie blutend auf der Strasse liegen, und wehe dem, der ihnen irgendwelche Hilfe leis- ten wollte.

Offizielle und inoffizielle Haussuchungen und Plünderungen gehörten zu den täglichen Erscheinungen. Die Verordnungen über die Vermögenskontroll- le - kein Jude durfte mehr als 2000 Zl in bar besitzen, alles andere musste deponiert werden - schufen neue Erpressungsmöglichkeiten. Ich erinnere mich an meine erste Begegnung mit deutschen Knütteln und Fäus- ten. Es war im Februar 1940. Ich wohnte noch in meiner Vorkriegswohnung, nur war sie den Kriegsverhältnissen entsprechend verändert. Ein Zimmer bewohnte ich selbst, die übrigen vier überliess ich Ausgebombten. (Das Haus war bei dem Bombardement im September 39 getroffen worden, sodass ein Teil der Bewohner obdachlos war.)

Um drei Uhr nachts wurde ich plötzlich aus dem Schlaf gerissen, uniformierte Männer standen vor meinem Bett, und ohne jede Erklärung stürzten sie sich auf mich und begannen, wie wild zu brüllen und zu schlagen. Es ist ein dermassen erniedrigendes Gefühl, zum ersten Mal im Leben geschlagen zu werden, ohne sich wehren zu können, dass dieser so unbedeutende Vorfall zu den schwersten Demütigungen gehört, die ich während der fünf Kriegsjahre erlitten habe. Sie schlugen unbarmherzig und warfen mich Blutenden auf den Boden, sodass ich sicher war, sie hätten es auf mein Leben abgesehen. Als sie aber nach Geld schrieten und mir klar wurde, dass sie nur gekommen waren, um Geld zu rauben, gab ich alles her, was ich besass. Drei Stunden lang hausteten sie in der Wohnung, etwa fünfzehn Angehörige der deutschen Wehrmacht, zerschlugen alle Möbelstücke, Lampen, rissen Kissen und Steppdecken auf, suchten in der Erde der zerschlagenen Blumentöpfe, rissen alle Bücher aus den Schränken und haben sicherlich gar nicht gemerkt, dass es Werke von Goethe, Schiller, Kant waren. Sie zerstörten ja jüdisches Hab und Gut in ihrer blinden Wut und keine Schamröte erschien auf ihren Gesichtern vor dem Andenken an die Dichter und Denker ihres Volkes.

Weder das abgenommene Geld, noch die zerstörte Wohnung hätte auf mich den geringsten Eindruck gemacht. Aber die Hilflosigkeit gegenüber solcher Brutalität hat in jener Nacht so niederschmetternd auf mich gewirkt, dass nur die Hoffnung auf Vergeltung mir die Kraft gab, diese Schmach zu überstehen. Das ist eine kleine, unbedeutende Episode, wie sie täglich vorkamen. An diese Ausschreitungen und Folterungen hatten sich die Juden schnell gewöhnt, und es war vollkommen selbstverständlich geworden, dass jeden Morgen gute Bekannte sich gegenseitig telefonisch anriefen, ob die Nacht ruhig verlaufen sei.

Ungeheuren Eindruck dagegen verursachte die Verordnung, die besagte, dass jeder Jude im Generalgouvernement vom vierzehnten Schuljahr an ein vier Finger breites, weisses Band mit dem blauen Judenstern am rechten Oberarm tragen müsste. Wer gegen dieses Gesetz verstösst, unterliegt einer Gefängnisstrafe von 6 Monaten bis zu zehn Jahren. Wenn bisher die Deutschen die jüdische Bevölkerung ausserhalb des Judenviertels von der christlichen nicht unterscheiden konnten, so hatten sie es von diesem Tage an leicht, ihre Gemeinheiten auf offener Strasse durchzuführen. Ich erinnere mich kaum, im Warschauer Zentrum, Westen und Süden Juden mit Armbinden gesehen zu haben. Nur selten verliessen die Bewohner dieser Gegenden ihre Wohnungen, um sich nicht der grössten Plage der vorghettoischen Zeiten auszusetzen, auf der Strasse der SS oder Angehörigen der Wehrmacht und der Luftwaffe in die Hände zu fallen. Strassen wurden abgesperrt und alle angetroffenen Frauen und Männer, die Judensterne trugen, wurden auf Lastautos verladen. Von Glück konnten solche sagen, die nur zur schweren Arbeit kamen; sie kehrten zerschlagen in einem schrecklichen Zustande zurück, ihre Pässe waren ihnen abgenommen und täglich mussten sie sich zur selben Arbeit melden, bis es den "Herren" gefiel, ihnen die Pässe zurückzugeben. Wie viele kamen aber gar nicht zur Arbeit, sie wurden verschleppt, und nie hat man erfahren können, wohin.

In dieser Periode, anfangs 1940, wurde Warschaus Elite, die christliche wie die jüdische, vernichtet. Unzählig sind die Namen bekannter Rechtsanwälte, Aerzte, Universitätsprofessoren und anderer Intellektueller, die nachts aus ihren Betten herausgeholt wurden und schon kurze Zeit darauf kamen die Benachrichtigungen über ihren Tod aus dem Konzentrationslager Auschwitz (Oswiecim). Damals wurde noch die Gemeinde (der Judenrat) über den Tod von Juden in den Konzentrationslagern benachrichtigt.

immer wieder erfanden die Deutschen neue Schikanen, um der jüdischen Bevölkerung keinen ruhigen Tag zu lassen. Es war verboten Eisenbahnen zu benutzen, für Juden waren Strassenbahnen mit einem Stern bezeichnet, auf allen andren hing die Aufschrift "Für Juden verboten". An allen Geschäften, Theatern, Restaurants, Kinos, Museen, überall dieselben Aufschriften: "Juden (sehr oft: Juden und Hunden) der Eintritt strengstens verboten." Selbst auf einer Bank in einem Park oder in einer Allee sich niederzusetzen war verboten. All das und noch viele andere Verbote die ich schon vergessen habe, hatten sicherlich nicht nur den Zweck uns das Leben so schwer wie möglich zu machen, sondern sie hatten den tieferen Grund uns in den Augen der polnischen Bevölkerung zu erniedrigen, uns als Untermenschen hinzustellen, um zur gegebenen Zeit die Zustimmung und Hilfe zur totalen Ausrottung dieser Gemeinschaft zu bekommen, was ja auch zum Teil gelang.

Grosse Verwirrung brachte das Gesetz, dass jeder Jude vom 16. bis 55. Lebensjahr ins Arbeitslager müsste. Es war aber das Verdienst des jüdischen Arbeitsamtes, das die Arbeitslager selbst organisierte und jedes geforderte Kontingent an Arbeitskräften stellte, dass es zu keinen grösseren Ausschreitungen kam.

Über die wirtschaftliche Vernichtung der Juden ist nicht viel zu sagen. Es wurde ihnen einfach alles abgenommen. Es wurden kommissarische Verwalter in den jüdischen Geschäften und Betrieben eingesetzt, die rechtlichen Eigentümer durften noch mithelfen; sobald aber der Kommissar den Betrieb selbst leiten konnte und ihm die Mitarbeit der Eigentümer nicht mehr notwendig war, wurden diese hinausgetrieben.

All das machte verhältnismässig wenig Eindruck und die Juden regten sich sehr wenig darüber auf, dass sie wirtschaftlich vernichtet waren. Eine Gefahr bestand nur: das war das Ghetto. Wir waren uns alle im Klaren, dass es nur eine technische Frage war, wo und wann das Ghetto entstehen würde; dass es aber dazu kommen werde, darüber waren wir uns einig. Die verschiedensten Gerüchte kreisten darüber, wo die 400.000 Menschen untergebracht werden sollten. So sprach man davon, dass sie alle Warschau verlassen müssten, und zwar nach Annapol ausserhalb Warschaws, wo schon Baracken für sie gebaut würden. Andere sprachen davon, alle Juden Polens würden in Lagern im Distrikt Lublin gesammelt werden.

Das Wort Ghetto allein jagte allen einen derartigen Schrecken ein, denn es bedeutete Hunger.

Mit der Bekanntgabe des Planes für den jüdischen Wohnbezirk löste sich die Spannung etwas; man blieb ja in Warschau, das war die Hauptsache. Es wurden Strassen und Hausnummern bekannt gegeben, aus denen die jüdische Bevölkerung bis zu einem bestimmten Termin ausziehen musste. Dann wurden innerhalb von 24 Stunden die Verordnungen widerrufen. Die Behörden führten wochenlang diesen aufreizenden Nervenkampf: sie änderten immer wieder die Strassen. Heute wirkt das alles lächerlich, denn schliesslich ist es doch völlig belanglos, ob die oder jene Strasse für das Juden - viertel bestimmt war. Damals war man aber noch nicht so weit darüber zu lachen. Trotz der offiziellen Verordnung gab es noch viele, die sich keine Wohnung suchen wollten; sie glaubten noch immer nicht daran, dass die Deutschen zu solchen mittelalterlichen Methoden greifen würden, sie würden sich doch vor der Welt schämen, Menschen wie Pestkranke durch Mauern abzusondern. Noch wurde die Bildung des Ghettos nur als eine Absonderung von der übrigen Bevölkerung angesehen, es wurde von der jüdischen Bevölkerung als eine demütigende Isolierung einer Masse aufgefasst, die, zu "Untermenschen" gestempelt, nicht würdig wäre, mit ihren Mitmenschen zusammen zu leben.

Den wahren Grund aber, die technische Vorbereitung zur totalen Ausrottung dieser Menschenmasse, sah noch niemand ein. Wir bildeten uns zwar nicht ein, das Ghetto sei nun die letzte Schikane, der letzte Trumpf, den die Deutschen gegen uns ausspielen würden; wir wussten wir würden noch vieles durchmachen müssen; trotzdem glaubten wir, dass die, die Hunger und Krankheiten nicht wegraffen würden, doch den Krieg im Ghetto überleben könnten. Wir waren doch schon an alles gewöhnt, viel Neues war nicht zu erwarten. Denn schliesslich was gab es noch mehr an Leiden als die, welche wir schon vor Errichtung des Ghettos kannten? Selbst Deutsche können doch nicht mehr tun als rauben, stehlen, demütigen, foltern, in Konzentrationslager stecken. Das alles kannten wir zu Genüge. Dass aber diese Mauern nur dazu aufgestellt wurden, um die gesamte jüdische Bevölkerung zusammen zu haben, um sie umso leichter umbringen zu können, das kam allerdings den Tausenden, die in dieses Ghetto gejagt wurden, damals nicht in den Sinn.

DAS LEBEN IM GHETTO

Ich erinnere mich an die ersten Tage im Ghetto ganz genau, wie sich Tausende und Abertausende auf den Strassen herumbewegten, ohne recht zu wissen, wovon man nun leben sollte, wo man Nahrung finden könnte. Das war die einzige Sorge - Nahrung.

Als noch die jüdische Bevölkerung mit der christlichen zusammenlebte, verkauften wir unsere Möbel, unsere Anzüge und Wäsche, Schmuckstücke, alles, um Mittel zu bekommen uns Nahrung zu kaufen. Wem sollten wir aber im Ghetto verkaufen, woher sollten wir hier Geld bekommen, selbst wenn man schon Geld hatte, wo sollte man Nahrung für das Geld erhalten? Ja, die Deutschen haben uns hier hineingetrieben, um uns auszuhungern. In den ersten Tagen lebte man von den Vorräten, die man trotz der Verbote der Behörden eingeschmuggelt hatte. Mehr als Handgepäck durfte nicht mitgenommen alles andere musste zurückgelassen werden.

Die deutschen Behörden haben sich aber doch geirrt. Der Plan, die Juden würden durch Hunger umkommen, gelang nicht. Das begriffen die Deutschen nach 1 1/2 Jahren, und so sahen sie sich gezwungen, die Menschenmasse zu vergasen oder zu erschiessen. Die 400.000 Menschen, in menschenunwürdige Verhältnisse gepresst, in wirtschaftlich aussichtslosen Bedingungen, organisierten sich ohne jede Hilfe und Unterstützung von aussen her und schmiedeten eine Gemeinschaft, die sich trotz alle ungeheuren Schwierigkeiten als lebensfähig in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht erwies. Man wundert sich mit Recht im Ausland darüber und fragt: wie haben sich diese Menschen Mittel zum Leben verschafft, wo hat man gearbeitet, wie kam alles, was eine solche Masse braucht, ins Ghetto? Es ist auch schwer auf das alles zu antworten. Die Erklärungen sind ja auch nicht so wichtig, sehen wir uns die Tatsachen an! Im Ghetto gab es Schulen, Krankenhäuser, Kinderheime, Waisenhäuser, Apotheken, Altersheime; Theater führten Stücke jüdischer und nichtjüdischer Autoren in jiddischer, hebräischer und polnischer Sprache auf. Es gab ein symphonisches Orchester (es bestand aus Mitgliedern des Orchesters der Warschauer Philharmonie und des Warschauer Radios). Der Ordnungsdienst hatte ein ausgezeichnetes Orchester unter Leitung des Kapellmeisters Kataschek. Es entstanden Kaffeehäuser, in denen die beliebtesten Schauspieler und Sänger auftraten; vor allem erfreuten sich die Freiluftbühnen grossen Zuspruchs, wo die jüdischen Künstler für die Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung sorgten. Es entstand eine spezifische Ghettoliteratur, die aktuelle Fragen behandelte. Um ein paar Namen der Lieblinge des Publikums anzuführen: Dawid Zajderman, Symche Fostel, Re-

Hegin Cahier, die bevoraugten Künstler der jiddisch sprechenden Masse. Walter Schlengel, der frühere Redakteur der humoristischen Zeitschrift "Szpilki", feierte im Café Sztuka grosse Triumphe. Marysia Ajzenstadt, bekannt geworden durch ihr Eli, Eli, Viera Grau, Arthur Gold, Leopold Rubinstein, Michael Znicz, Jakob Kagan, Paulina Braunn zogen Tausende von Zuhörern in die Theater und "Gärten". Als die deutschen Behörden 1941 erlaubten in Synagogen Gottesdienst zu halten, war es ein besonderer künstlerischer Genuss, den bekannten Chor, der grossen Warschauer Synagoge auf der Tlomackiestrasse zu hören. Ende 1941 kam aber die Tlomackiestrasse zum arischen Viertel und die Synagoge wurde mit dem angrenzenden Gebäude der jüdischen Bibliothek in die Luft gesprengt. Vor meiner Abfahrt aus Warschau im Mai 1943 bin ich an dieser Stelle vorbeigegangen. Kinder spielten Fussball auf dem Platz, auf dem noch vor kurzem eine der schönsten und berühmtesten Synagogen der Welt gestanden hatte.

Es entstanden eine Unmenge von Werkstätten, die einfach alles produzierten, was die arische Seite brauchte. Das Ghetto wurde zur Produktionsstätte für die arische Bevölkerung. Die besonderen Verhältnisse schufen neue Berufe, die der "Schmuggler". Sie brachten unter und über die Mauern auf fantastischen Wegen Lebensmittel und Rohstoffe ins Ghetto und schmuggelten auf den selben Wegen die Fertigfabrikate hinaus. Natürlich war diese Art der Transporte unerlaubt und sehr gefährlich; der Kommissar des Ghettos, Auerwald, hatte sogar eine spezielle Polizei, den SS-Sonderdienst, im Ghetto Junaken genannt, gegen den Schmuggel eingesetzt. Sehr oft wurden Transporte abgefangen und beschlagnahmt und viele haben ihr Leben bei der Ausführung dieses neuen Berufes gelassen. Nichts konnte die Bevölkerung abschrecken, selbst nicht die Bekanntmachung, dass 100 Männer erschossen wurden. Keine Gegenmassnahme gegen den Schmuggel half. Man wollte leben! Um aber zu leben, war also die Bevölkerung auf diese unerlaubte Form der Lebensmittelversorgung angewiesen. Die deutsche Taktion war nämlich so minimal, dass praktisch ausser 2 kg Brot pro Monat mit der Lebensmittelkarte nichts zur Verteilung kam. Wohl stand alles was ein Mensch braucht auf dieser Karte wie Zucker, Fett, Fleisch, aber das war ja nur auf dem Papier, von einer Zuteilung war nicht die Rede.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten, war die Produktion im Ghetto billiger, als auf der arischen Seite, denn die Arbeitskraft war sehr billig. Jeder Rechtsanwalt oder Ingenieur im Ghetto hätte gern für ein Kilo Brot täglich die schwerste Arbeit geleistet. Gleich bei Beginn der Vernichtungsaktion gegen die jüdische Bevölkerung, stiegen die Preise auf der arischen Seite um das zwei- und dreifache, denn natürlich im Ghetto war jede Produktion eingestellt und die Produktionsstätten der arischen Seite konnten allein die Bedürfnisse der Bevölkerung nicht decken, sie waren zu sehr vom Ghetto abhängig geworden.

Es gab viel Elend und Armut im Ghetto. Die Typhusepidemie raffte 40.000 Menschen hinweg, man sah frühmorgens auf den Strassen oft mit Zeitungspapier zugedeckte Leichen. Viele Kinder bettelten auf den Hauptstrassen, vor allem aber zogen elternlose, verwahrloste Kinder nach der Polizeistunde durch die leeren Strassen, sangen Ghettolieder und baten mit ihren bekannten Rufon "jiddische Herzer hot Nachmones" um Brot.

Doch wenn man bedenkt, wieviele Arme, wieviele Flüchtlinge, die aus als judenrein bestimmten Gegenden ins Ghetto gepresst wurden, wieviel tausend deutsche, tschechische, österreichische Juden der Hilfe bedurften und sie auch in Warschau fanden, kann man erst die riesige Leistung dieser Bevölkerung anerkennen, die selbst schwer für ihr tägliches Auskommen kämpfte. In Warschau teilte man mit allen alles. Wohnung, Kleidung und Essen.

Das Ghetto bekam keine Unterstützungen aus dem Ausland, es ist kein Pfennig angekommen. Dazu kam noch, dass alle Steuern, wie Umsatz-, Einkommen- und Grundsteuern, nicht an den Judenrat, sondern direkt an die Steuerämter im Gebäude des Gerichtes auf der Lesznostrasse eingezahlt wurden. Diese Steuerämter beschäftigten nur arische Angestellte und unterstanden deutschen Behörden. Der jüdischen Gemeinde flossen nur die Gemeindesteuern zu, sodass das Budget des Judenrates fast ausschliesslich aus zusätzlichen Besteuerungen gedeckt wurde, die praktisch freiwillig eingezahlt wurden, da ja die Gemeinde Nichtzahlenden gegenüber keine Zwangsmittel hatte. So gab es spezielle Steuern für das Budget des Ordnungsdienstes und für das Krankenhauswesen (Podatek dla służby porządkowej; podatek dla szpitalnictwa).

Allmählich gewöhnte sich die von der Aussenwelt abgeschlossene Masse an dieses Leben und es klingt wohl für manchen unglaublich, dass die Stimmung im Ghetto im allgemeinen sehr gut war; bedeutend besser als im ersten Jahr der deutschen Besatzung.

Wir sahen sehr selten Deutsche im Ghetto. Wir wurden sehr selten behelligt, Plünderungen kamehakaumowor, die obligatorische Arbeitsleistung war durch das Arbeitsamt in normale Bahnen gebracht. Es gab immer mehr Arbeitswillige, als angefordert wurden. Man konnte fast ruhig auf der Strasse gehen, ohne Gefahr zu laufen, irgendwelchen Grobheiten ausgesetzt zu sein. Einen Schrecken kannte das Ghetto, das war die Besatzung des Pawiak, dieses sicher schrecklichste Gefängnis in der ganzen Welt; ein Gefängnis, in dem sich Häftlinge befinden, die nicht wissen für welche Verbrechen sie überhaupt hingekommen sind und für die es trotzdem keine Rettung gibt. Nur zwei Möglichkeiten bestehen für die Häftlinge aus dem Pawiak: Tod oder Konzentrationslager, was ja praktisch dasselbe ist.

Die Besatzung dieses Gefängnisses - ihre blutige Tätigkeit konnte ich später aus nächster Nähe mit ansehen - raste auf einem Lastauto täglich vom Pawiak durchs ganze Ghetto. Diese SS-Männer machten sich ein Vergnügen daraus, aus dem Auto auf die Bevölkerung zu schießen und mit langen Spiessruten die Passanten zu schlagen. Sie änderten jeden Tag die Zeit ihrer Durchfahrt, sodass man nie genau wusste, wann sie erscheinen würden.

So lebte man im Ghetto, jeder hatte schwer für seinen Unterhalt zu kämpfen, und trotz verschiedener neuer Einschränkungen - Pelze und Stiefel mussten abgeliefert werden, auf die Zuwiderhandlung gegen die Verordnung stand Todesstrafe - beschwerte man sich nicht. Man nahm alle Verordnungen mit stoischer Ruhe und Gleichgültigkeit entgegen, bis die Schüsse in der Freitagnacht am 18. April 1942 dieses Leben im Ghetto mit einem Schlage änderten. In dieser Bartholomäusnacht wurden 54 Männer aus den Betten gerissen, vor ihren Häusern erschossen und auf der Strasse liegengelassen. Zerstreut lagen die Leichen in den Strassen des Ghettos, und erschrocken lief die Bevölkerung und sucht nach Verwandten und Bekannten. Aus allen Schichten stammten die Ermordeten, niemand konnte erklären was die Deutschen dazu bewogen hatte, ausgerechnet diese 54 Männer zu erschiessen; waren es zufällige oder speziell ausgesuchte Opfer?

Es waren ehemalige Journalisten dabei, reiche Bäcker, ein Beamter des Judenrates, ein 80-jähriger Greis, der nicht schnell genug die Treppe heruntergehen konnte und einfach aus dem 4. Stock geworfen wurde, ein paar unbekannte Arbeiter und vor allem dunkle Ghettoexistenzen.

Seit dieser Nacht war es mit der Ruhe im Ghetto vorbei. Keiner schlief

mehr ruhig. Wir waren gleich davon überzeugt, dass es sich nicht um ein vereinzelttes Blutbad handelte, sondern das Vorzeichen für schlimme Dinge war.

Diese grässliche Freitagnacht wiederholte sich fast jede Woche. Die Gestapoautos rasten in diese Freitagnächten durchs Ghetto, holten ein paar Männer aus den Betten, knallten sie nieder und liessen sie auf der Strasse liegen.

Das Ghetto starb ab. Die Bevölkerung war wie gelähmt. Es lag etwas in der Luft, nur wusste niemand genau was kommen würde. Die verschiedensten Gerüchte kreisten, damals klangen sie fantastisch, das hartnäckigste war das von den 40 Tagen, die uns noch zu leben blieben; übrigens ein Gerücht, das sich bis zu Beginn der Vernichtungsaktion hielt, also bis es Tatsache wurde. Dann hiess es wieder, dass Kinder bis zu 10 Jahren abgeliefert werden müssten, durch Einspritzungen sollten sie umgebracht werden. Dann wieder waren es die Männer, die kastriert werden sollten.

In dieser Zeit kamen einige Überlebende aus Wilno, Grodno, Slonim, also aus dem "Ostland", nach Warschau. Sie erzählten fürchterliche Sachen. Keiner von uns wollte den Angaben Glauben schenken. Auf der Provinz hätten die Deutschen die jüdische Bevölkerung einfach niedergeschossen oder in Gaswagen vergast. Zum ersten Mal fiel das Wort "Gas". Mit Grauen vernahm man diese Berichte, und doch hielten selbst die grössten Pessimisten sie für übertrieben. Ich wundere mich auch nicht, dass es jetzt noch Menschen gibt, deren Sinne es einfach nicht fassen können, dass man so einfach hunderttausende Männer, Frauen und Kinder ermorden kann, nur aus dem Grunde, dass sie einer andren Religion oder Rasse angehören. Wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann man es ja auch nicht glauben. Wir, die wir doch schon an deutsche Methoden gewöhnt waren, wir wollten es ja auch nicht glauben, wir hielten das alles für unmöglich, bis wir es selbst durchmachten, bis wir sahen, wie unsere Ältern, unsere Frauen und Kinder vor unseren Augen ermordet wurden, bis endlich der letzte Rest zu den Waffen griff, um sich bis zum Äussersten zu verteidigen. Wir stehen aber noch im Mai, Juni 1942.-

Natürlich gibt es nur ein Thema! Wie ist es technisch möglich, eine solche Masse von fast einer halben Million Menschen umzubringen, ein Verbrechen, das sich doch nicht wegleugnen lassen wird? Früher oder später wird es doch die Welt erfahren, einmal wird doch der Krieg zu Ende sein; die Welt wird nicht mehr von Berichten abhängig sein, jeder wird sich doch überzeugen können: wo ist die jüdische Bevölkerung Polens? So ein Verbrechen kann sich selbst Deutschland nicht leisten. Man wird doch auf jeden Deutschen in der ganzen Welt mit dem Finger zeigen: das ist ein Mörder! Das kann doch die deutsche Generalität nicht zulassen; wo ist die Reichswehr? Will sie die Verbrechen der SS decken? Für jedes Kriegsverbrechen fand die geschickte deutsche Propaganda irgendeine Entschuldigung. Tausende der Warschauer Zivilbevölkerung kamen bei dem mörderischen Luftterror im September 39 um. Man erfand die Entschuldigung "Festung Warschau". Zivilbevölkerung war auf den Strassen angegriffen worden, schon nicht mehr in der Festung Warschau, sondern weit vom Kampfgebiet; fliehende Frauen und Kinder wurden mit Bordwaffen niedergemetzelt, man erfand dafür den Ausdruck: Wirkung auf die Moral der Bevölkerung. Bei Morden von Kriegsgefangenen sprach man von Erschiessungen auf der Flucht, bei den Judenverfolgungen in Deutschland gab man den schädlichen Einfluss auf die Wirtschaft, Kunst, Literatur u.s.w. an; was aber wird die deutsche Propaganda für eine Entschuldigung finden

für das Verbrechen gegen die Juden im Osten? Waren die recht- und schutzlosen Massen, in Ghettos gepresst, weit von jedem Einfluss auf Wirtschaft und Politik, dem dritten Reich so gefährlich, dass die Führung dieses Reiches das deutsche Volk mit einem solchen Verbrechen belasten würde? Nein, wir glaubte nicht daran. Jedes Morden muss doch einen Sinn haben, selbst in der nationalsozialistischen Mentalität. Ja, so dachten wir alle damals; und wie als Beweis der Richtigkeit unserer Erwägungen, kamen beruhigende Nachrichten ins Ghetto. So verlängerten die deutschen Behörden die Polizeistunde auf 10 Uhr. Aus Warschaus Umgebung wurden Tausende ins Ghetto gebracht. Jeder sagte sich: man bringt doch nicht immer neue Menschen herein, um sie umzubringen; das hätte man doch viel unauffälliger dort machen können, woher diese Massen kamen. Ein paar Transporte kamen auch aus dem Litzmannstädter Ghetto. Nach langwierigen Verhandlungen war es einigen hundert Familien aus Lodz gestattet, ins Warschauer Ghetto überzusiedeln, das ja im Vergleich zum Lodzer ein Paradies war. Die aus Lodz erzählten furchtbare Sachen aus ihrem Ghetto. Sie stürzten sich auf die Läden, seit zwei Jahren hatten sie kein weisses Brot, keine Butter, kein Fleisch gesehen. Das Lodzer Ghetto ging einfach aus Hunger und Krankheit ein.

Dann gab es eine Sensation: es wurde von der Gestapo offiziell bekanntgegeben, dass alle, die Verwandte in Palästina besässen, sich beim Judenrat registrieren lassen sollten; die britische Regierung wolle einen Austausch gegen deutsche Zivilinternierte durchführen. Tausende stürzten sich in neuer Hoffnung an die Schalter, tagelang wartete man in Schlangen. Dann verbreitete sich das Gerücht, die ganze Angelegenheit sei von der Gestapo einfach erfunden, um Adressen für neue Opfer zu erhalten; und wieder stürzten sich alle an die Schalter um sich streichen zu lassen.

Seit Anfang Juli 1942 wurde die Bevölkerung immer mehr terrorisiert. Angehörige des jüdischen Ordnungsdienstes prüften auf der Strasse bei allen angetroffenen Männern die Meldekarten, und die vom Arbeitsamt ausgestellten roten Arbeitskarten und verhafteten, natürlich auf Druck der deutschen Polizei, alle die, deren Verhältnis zur Arbeitspflicht nicht geregelt war. Die Verhafteten wurden, wie es offiziell hiess, in ein Arbeitslager geschickt; tatsächlich waren es aber die ersten Opfer der nahenden Katastrophe, deren Kommen wohl jeder fühlte, an die aber doch niemand recht glauben wollte.

Man stürzte sich auf die Schalter des Arbeitsamtes, jeder wollte seine Papiere auf alle Fälle in Ordnung haben. Das Arbeitsamt war natürlich dem grossen Andrang nicht gewachsen. So wartete man tagelang in langen Schlangen. Abends sausten Lastautos der SS durch die Strassen, sie schossen aus ihren Maschinengewehren in die Luft, alles floh in die Häuser, Mütter verloren ihre Kinder. Die Massen liefen wie gehetzte Tiere. Dann die Exekutionen in den Freitagnächten. Es gab keinen ruhigen Tag mehr.

Verwandte und Bekannte zogen zueinander. Man rückte näher zusammen. Ich konnte es auch nicht mehr in meinem Zimmer aushalten und zog zu Freunden.

Die Bevölkerung lebte in einer dauernden Panik. Der Judenrat versicherte zwar, es sei nichts zu befürchten. Dr. Wielikowski, der Vertreter des Warschauer Judenrates beim Generalgouverneur Dr. Frank in Krakau, erklärte, es sei ihm von massgebender Stelle versichert worden, eine Aussiedlung käme gar nicht in Frage; die deutsche Rüstungsindustrie brauche Arbeitskräfte. Die deutschen Fabriken vergrösserten im Ghetto

ihre Betriebe und stellten neue jüdische Arbeiter ein.

Eine Verordnung erschien am 15. Juli, deren Sinn niemand verstand. Wir standen vor den Litfasssäulen, wir lasen die Verordnung, diskutierten über sie und verstanden doch nicht, dass hier zwischen den Zeilen der Tod für alle Juden Warschaus stand. Erst die kurz danach folgenden Ereignisse haben es erklärt, welchen Sinn der folgende Text hatte: "Mit dem heutigen Tage tritt die Verordnung über die Schaffung des jüdischen Wohnbezirkes vom Tage..... ausser Kraft." Diese paar Worte waren das Todesurteil für 450.000 Menschen. Ich kann es heute gar nicht begreifen, dass wir es am 15. Juli 1942 nicht verstanden haben. Am 15. Juli diskutierten wir über den Sinn dieser Verordnung, und niemandem fiel es ein, sie als das zu betrachten, was sie wirklich bedeutete: Auflösung des jüdischen Wohnbezirkes.

Aus aller Ungewissheit riss uns der 21. Juli 1942. Von diesem Tage an gab es keine Unklarheiten, keine Diskussionen mehr. Ein jeder war zum Tode verurteilt. Es hing noch von Glück, Geschicklichkeit und Protektion ab, sich so lange als möglich nicht von der SS erwischen zu lassen; das waren individuelle Dinge. Das Schicksal abzuwenden aber und dem Tode zu entgehen, das offiziell durchzuführen war niemand imstande. Von diesem Tag an gab es kein Ghetto mehr, keine Gemeinschaft, kein organisiertes Leben. Jeder war gezwungen, an jedem Tag für seine Familie und um sein Leben zu kämpfen.

Wie es während der nächsten Monate des Unterganges in Warschau ausgesehen hat, werde ich versuchen auf Grund persönlicher Erlebnisse wiederzugeben. Natürlich ist es mir unmöglich den Leidensweg von fast einer halben Million Menschen zu schildern, dazu bin ich absolut unfähig. Vielleicht wird sich aber doch mancher, wenn er diesen Bericht liest, vorstellen können, was diese Menschen haben durchmachen müssen und wird vielleicht verstehen, dass jedesmal, bei jeder Vernichtungsaktion die Überlebenden die Toten beneidet haben.

DIE VERNICHTUNGSAKTION.

Schon einige Tage vor Beginn der "Umsiedlung" - so hiess bei den deutschen Behörden die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung - wussten Eingeweihte und gut informierte Kreise, dass all denen die nicht in deutschen Betrieben arbeiteten, Gefahr drohe und sie wahrscheinlich Warschau verlassen müssten. Ein Freund von mir, ein junger Rechtsanwalt, der im Sekretariat des Ordnungsdienstes beschäftigt war, gab mir am Sonnabend, zwei Tage also vor Beginn der "Umsiedlung" zu wissen, es wäre absolut notwendig, sich einen Ausweis zu besorgen, dass man in einer deutschen Fabrik angestellt sei. Er gab an nichts genaues zu wissen; einen solchen Ausweis zu haben, sei aber auf jeden Fall äusserst wichtig.

Ich ging sofort mit dem Freund, zu dem ich gezogen war, in eine deutsche Fabrik, von der ich erfahren hatte, dass da noch Arbeiter eingestellt würden. Es handelte sich um Werkstätten, die Reparaturen von Zeltbahnen und Uniformen ausführten. Der Betrieb bestand aus zwei grossen Sälen; in dem einen standen etwas 100 verschiedene Nähmaschinen, in dem andren wurden die Zeltbahnen sortiert. An der Tür zum Büro hing die Aufschrift: "Schneider, die eigene Nähmaschinen besitzen, werden eingestellt." Obwohl wir doch keine Schneider waren, klopfen wir an. Mein Freund war vor dem Krieg Mitinhaber einer Zeltbahnfabrik gewesen, er war in dieser

Richtung, fachmännisch ausgebildet. Im Büro saßen zwei Deutsche, ein älterer Herr und eine junge Dame. Ich brachte unser Anliegen vor; vielleicht war der Ältere Herr überrascht in reinem Deutsch angesprochen zu werden, jedenfalls antwortete er sehr freundlich. Er schien sogar zufrieden zu sein, einen Fachmann gefunden zu haben, und übergab gleich meinem Freund die Stellung eines Meisters. Mich schrieb er als unqualifizierten Arbeiter ein, bemerkte aber, er würde mich nach Bedarf zur Büroarbeit heranziehen. Offiziell könnte er mich im Büro nicht anstellen, da er nicht wüsste, ob ein Jude in einem Büro arbeiten dürfte. Er erklärte uns die rechtliche Stellung des Betriebes: "Wir unterstehen dem Rüstungskommando, Wehrbereich Warschau und dürfen keine Privatarbeit ausführen. Wir arbeiten ausschliesslich für die Wehrmacht. Die Listen der eingestellten Arbeiter übersenden wir dem Inspektor Ziegler beim Arbeitsamt, das diese Arbeiter als Rüstungsarbeiter führt, über sie anderweitig aber ohne Zustimmung des Rüstungskommandos nicht verfügen darf. Sie bekommen jetzt eine einstweilige Bescheinigung der Firma, dass Sie bei uns angestellt sind, Ihre Meldekarten überlassen Sie der Sekretärin, wir tragen in die Meldekarten die Art der Beschäftigung ein und überschicken sie dem Arbeitsamt, das diese Adnotation mit seinem Siegel versieht. Da wir bis jetzt nur einen Probeauftrag erhalten haben und nicht wissen, ob sich die Werkstätte rentieren wird, stellen wir keine neuen Arbeitskräfte mehr ein. Am Montag übersenden wir die endgültige Liste unserer 200 Arbeiter dem Rüstungskommando."

Das klang alles sehr klar und einleuchtend, der alte Herr schien sehr sympathisch, jedenfalls behandelte er uns nicht von oben herab, wie wir es von den Deutschen gewohnt waren. Er trug das N.S.D.A.P.-Abzeichen im Knopfloch und während eines Telefongesprächs in unserer Anwesenheit begrüßte und verabschiedete er den Anrufenden mit "Heil Hitler". Auch die Sekretärin war sehr freundlich, sprach uns mit "meine Herren" an und stellte uns zwei Bescheinigungen auf Geschäftspapier aus. "Sind Sie verheiratet?" fragte sie uns; "ich stelle dann gleich die Bescheinigungen für Ihre Frauen aus. Es ist immer besser, so ein Wisch kann mal notwendig sein, man kann ja nie wissen was kommt." Der Ältere Herr wandte sich an meinen Freund: "Also, Sie kommen Montag früh und übernehmen die Kontrolle über die Arbeit im Maschinensaal. Beeilen brauchen Sie sich mit der Arbeit nicht, wir haben langen Liefertermin, nur müssen die Maschinen immer klappern und nach aussen hin muss alles klappen. Wir erwarten nämlich eine Kommission, der Chef des Rüstungskommandos Major Hassler, fällt alle paar Tage bei uns ein, da muss alles in Ordnung gehen. Und Sie", - zu mir - "Sie brauchen am Montag noch nicht zu kommen, wir geben Ihnen schon Bescheid, wenn wir Sie brauchen. Ihren Ausweis haben Sie ja, das ist doch die Hauptsache!"

Die Sekretärin überreichte uns die Bescheinigungen und wir verliessen das Büro. Auf der Treppe überflog ich den Text der Bescheinigung: "Es wird hiermit bestätigt, dass der Jude..... in unseren Betriebswerkstätten als Schneider angestellt ist. Unser Betrieb gehört der Kategorie A der Rüstungsbetriebe an. Wir arbeiten ausschliesslich für die Wehrmacht, Rüstungskommando, Wehrbereich Warschau. Ueber obengenannten Arbeiter darf ohne vorherige Verständigung des Rüstungskommandos anderweitig nicht verfügt werden.- Heil Hitler (Firmensiegel)."

Wir sahen uns verdutzt an. Irgend etwas stimmt da nicht mit diesem Herren im Büro. Das N.S.D.A.P.-Abzeichen, das "Heil Hitler" beim Telefongespräch steht doch im krassen Widerspruch zu dem freundlichen Benehmen und zu den Bescheinigungen die er uns ausstellte. Erst später er-

fuhren wir die Erklärung dafür. Dieser Herr war kurz vor dem Krieg aus Südamerika in die Heimat zurückgekehrt. Er hatte 30 Jahre im Ausland gelebt. Er war der Partei beigetreten, weil er sonst nicht weiterkommen konnte. Er gab das alles später zu und nannte sich einen alten Esel, dass er Amerika verlassen habe. Seine drei Söhne gehörten dem Sicherheitsdienst an, sie sagten, es sei doch besser bei der SD zu sein, als zur Front zu gehen. Einer war bei der Warschauer SD als Dometscher angestellt, stand aber mit der polnischen Widerstandsbewegung in Verbindung, er war nämlich mit einer Polin verheiratet, natürlich durfte das die Leitung der SD nicht erfahren; es war einem Deutschen, besonders einem Angehörigen der Gestapo strengstens verboten, eine andere Frau als eine Deutsche zu heiraten. Seine Tätigkeit wurde aber später aufgedeckt und nur durch Zufall entzog er sich der Verhaftung. Er hielt sich sogar ein paar Tage im Ghetto versteckt, wurde dann von der polnischen Widerstandsbewegung heraus geführt und versteckt.

Welche Ironie des Schicksals! Ich traf diesen alten Herrn 10 Monate später in dem Gefängnis Pawiak in Warschau. Er war als "Judenfreund" angeklagt, weil er die Verordnung der SS, die bei ihm angestellten Juden zur freiwilligen Uebersiedlung nach einem Arbeitslager aufzufordern, boykottiert hatte. Es drohte ihm dafür Konzentrationslager. Wir hatten im Gefängnis Verbindung miteinander. Ich schickte ihm Zigaretten und Brot. Er schrieb mir auf der Innenseite einer Zigaretenschachtel: "Mein Lieber, wenn Sie aus dieser Hölle herauskommen, übergeben Sie der Welt das, was ich beim Verhör der Gestapo gesagt habe. Ich werde das mit meinem Kopf bezahlen, ich konnte aber nicht anders. Es ist heute eine Schande Deutscher zu sein. Das Blut der Frauen und Kinder, das ich im Ghetto habe fließen sehen, schreit zum Himmel nach Rache!"

Am Montag früh begleitete ich Leon, so hiess mein Freund mit dem ich zusammen wohnte, in die Fabrik. Wir wohnten an der Kreuzung der Smocza und Gesiastrasse. Als wir uns der Lesznostrasse, dem Zentrum des Ghettos, und dem Einfahrtstor Lesznostrasse-Eisenstrasse näherten, sahen wir Militär durch dieses Tor einmarschieren. Wir erkannten die berüchtigten Juna's, ehemalige polnische Staatsangehörige volksdeutscher Abstammung, die SS-Ukrainer und SS-Letten in der schwarzen Uniform. Sie wurden von ein paar SS-Sturm- und Scharführern geführt.

Ein wahnsinniger Schrecken erfasste alle auf der Strasse. Alles floh und versteckte sich in den Häusern, die Haustore wurden geschlossen. Wir warteten hinter einem geschlossenen Haustor, bis der Zug vorbei war. Da aber keine Schüsse gehört wurden und die paar Passanten nicht angehalten wurden, wagte man sich wieder hinaus. Leon ging weiter zur Fabrik. Ich lief nach Hause zurück zu den Frauen und Kindern. Ich konnte es aber zu Hause nicht aushalten, ich musste unbedingt erfahren, was eigentlich los sei. Das Sekretariat des Ordnungsdienstes, das musste doch etwas wissen. Ich muss mich zu meinem Bekannten, der dort arbeitet, durchschlagen. Die Strassen waren überfüllt, die Menschen liefen hin und her mit bleichen Gesichtern und angsterfüllten Augen. Bekannte hielten mich an, überall standen kleine Gruppen, man fragte, diskutierte: "Wozu ist dieses Militär ins Ghetto einmarschiert? Verwirklicht sich das Gerücht von den 40 Tagen? Ist es der Beginn der Katastrophe?". Der jüdische Ordnungsdienst marschierte geschlossen durch die Strassen. Ein Ordnungsmann, den ich kannte und anhielt, wusste auch nichts Genaues, nur so viel, dass alle Mitglieder des Ordnungsdienstes Befehl hätten, sich der Leitung zur Verfügung zu stellen; wozu, das wusste er nicht.

Autos der Gestapo rasten durch die Strassen. Wir erkannten die Gesichter einiger bekannter jüdischer Persönlichkeiten unter den Insassen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, bekannte Ärzte und höhere Beamte des Judenrates seien als Geiseln verhaftet worden. Die Gestapo habe alle Verhafteten auf den Powiak gebracht.

Endlich erreichte ich meinen Bekannten aus dem Sekretariat. Er gab folgendes an: "Um 7 Uhr früh fuhren drei Autos vor mit acht Mann, drei Sturmführern und fünf Scharführern der SS. Wir erhielten im Sekretariat den Befehl, alle Leiter des Ordnungsdienstes sofort zu rufen. Den Leitern erklärten sie, der gesamte Bestand des Ordnungsdienstes sei zu sammeln. Der Ordnungsdienst unterstehe ihren Befehlen und habe sich zu ihrer Verfügung zu halten. Eine Gruppe schickte sie gleich zum Umschlagplatz der Transferstelle Stawkiplatz um dort den Dienst zu übernehmen. Diese Gruppe ist schon weg. Alle anderen stehen hier im Hof und warten. Was für eine Aufgabe uns bestimmt ist, wissen wir nicht. Dass es sehr schlimm wird, sieht jeder ein. Diese acht SS-Männer kennt hier niemand. Sie sind nicht von der Warschauer Gestapo. Sie sind aus Lublin. Wir haben Befehl das Haus Eisenstrasse loß, das sie sich zu ihrem Sitz ausgewählt haben, räumen zu lassen und es tadellos mit neuen Möbeln, Teppichen und Bildern einzurichten. Der Befehl ist unterschrieben vom SS-Obersturmführer Michelson. Das Siegel hat folgenden Text: Der Kommandeur des SD, SS und Polizei Einsatz Reinhardt, Distrikt Lublin. Unsere Leiter wissen sicher schon Bescheid, wir haben aber noch keine Ahnung. Sie halten jetzt eine Versammlung ab. Komm später vorbei. Ich werde schon die Entscheidung der Leiter herausbekommen. Hier ist alles kopflos. Es scheint, nach den Mienen der Leiter zu urteilen, verdammt schlecht zu stehen."

Ich lief in die Fabrik. Vielleicht weiss Leon etwas. Der Fabrikhof war schwarz vor Menschen. Lange Schlangen standen vor dem Büro. Ich schlage mich mit meinem Ausweis durch. In der Fabrik weiss auch niemand etwas Genaues. Es herrscht ein schreckliches Durcheinander. Ich werde mit Fragen bestürmt, was in der Stadt los sei. Jeder bangt um seine Familie, die zu Hause geblieben ist. Er kann aber hier nicht weg. Er muss die Bescheinigung haben, die angeblich so wichtig ist, dass alle Männer im Ghetto sich auf die deutschen Fabriken gestürzt haben. Ich berate mich mit Leon, was wir tun sollen. Das Beste wäre ja, die Frauen und Kinder hierher in die Fabrik zu bringen. Ob es aber gestattet ist, Kinder in einen Rüstungsbetrieb zu bringen? Wir nehmen uns ein Herz, klopfen beim Direktor an, bitten ihn um die Erlaubnis für die Kinder. "Ja, mit Kindern geht es leider nicht. Wenn eine Kommission kommt, was soll ich dann sagen, wenn sie Kinder in meinem Betrieb vorfindet? Die Frauen sollen kommen, sie sind ja bei uns eingetragen. Es tut mir leid für die Kinder, ich kann da aber nicht helfen." - "Aber, Herr Direktor, wir können doch die Kinder nicht allein zu Hause lassen! Die SS ist doch im Ghetto." - "Ja, ich verstehe das schon, aber so schlimm wird es doch nicht werden. Kindern droht doch keine Gefahr. An Kindern vergreift sich doch niemand. Schliesslich, bringen Sie sie her, übergeben Sie sie dem Wächter, dort können sie bleiben." Wir danken. Ich laufe nach Hause, die Frauen und Kinder zu holen.

Die Fabrik befindet sich im "kleinen Ghetto", das durch eine Brücke die über die arische Chlodnastrasse mit dem grossen Ghetto verbunden ist. Unsere Wohnung befindet sich in ganz entgegengesetzter Richtung. Zu Fuss dauert es eine Stunde, von einer Ghettonauer bis zur anderen.

Die Strassen sind vollkommen verwandelt. Alle Geschäfte sind zu. Die Menschen laufen auf den Strassen, wie wenn sie vom Wahnsinn befallen wären. Mein Weg führt am Krankenhaus vorbei, das Gebäude ist vom Ordnungsdienst und der SS umstellt. Etwa 30 Rikschas (Velotaxis) stehen vor dem Gebäude. Die Krankenwärter tragen die Schwerkranken auf den Bahnen herunter, setzen sie auf die Rikschas; ich erfahre: das Krankenhaus wird "umgesiedelt", alle Kranken werden zum Umschlagplatz gebracht.

Unterwegs treffe ich Fuhrwerke, vollgeladen mit verlumpten und ausgehungerten Gestalten aus den "Punkten" (so hiessen die Armenhäuser im Ghetto). Die Wagen waren umstellt vom Ordnungsdienst unter Aufsicht der SS. Dann stosse ich auf einen Zug von ein paar hundert Frauen und Männern, die den gelben Judenstern tragen; das sind ja die deutschen und tschechischen Juden. Auf einem Wagen werden ihre Koffer mitgeführt. Zum wievielten Male schleppt man sie schon so? Sie ahnen nicht, dass dies ihre letzte Fahrt ist. Mit den deutschen Juden spielt die SS die Komödie bis zu Ende, sie lassen sogar ihr Gepäck bis zum Umschlagplatz bringen.

Zu Hause packen wir unsere Rucksäcke, nur das Allernötigste. Alles bleibt zurück, die letzten Überreste, die noch von unseren Vorkriegssachen übriggeblieben waren. Nie haben wir unsere Wohnung wieder gesehen.

Unterwegs die selben Bilder. Endlose Züge von Wagen mit Armen, Rikschas mit Kranken. Überall die SS, Gewehr zum Schuss bereit; als ob diese Armen und Kranken ausreissen könnten. Lächerlich wirkte die bis an die Zähne bewaffnete SS neben den Greisen und Kindern, neben diesen unglücklichen Gestalten.

Aus der Zielnastrasse kommt ein Zug, ein paar hundert Männer, nur wenige Frauen sind dabei, sehr starke SS-Bewachung mit Maschinengewehren. Wir erfahren, dass es die Häftlinge aus dem jüdischen Gefängnis sind. Noch ist niemandem der Gedanke gekommen: wie ist es möglich, dass Häftlinge, die sonst doch nie aus dem Gefängnis entlassen worden wären - fast alle waren zum Tode verurteilt -, dass diese Häftlinge nun in ein Lager umgesiedelt werden? Und was sollen Schwerkranke in einem Lager, Kranke nach Operationen, die nicht angerührt werden dürfen, Kranke mit hohem Fieber, arme ausgehungerte Kinder, was sollen die alle in einem Lager? Das geht doch alles nicht in ein Lager, sieht denn so der Arbeitseinsatz im Osten aus? - Doch in diesen Tagen wurde nicht logisch gedacht. Alle hatten den Kopf verloren, selbst die Nüchternsten.

Die Menschen, die auf den Rikschas, Fuhrwerken und in Gruppen zu viert zum Umschlagplatz geführt wurden, verhalten sich unheimlich still. Man hört nirgends weinen.

Nur die SS schiesst ununterbrochen, vor allem in die Fenster, als ob sie schon damals geahnt hätten, welche Gefahr für sie hinter diesen Fenstern drohte, allerdings erst neun Monate später.

Die Aktion ist nun im grossen Ghetto. Auf der andren Seite der Brücke ist es still. Die Bevölkerung im kleinen Ghetto ist auf der Strasse, wir können uns kaum einen Weg bahnen. Alle fragen uns dasselbe: ob wir etwas erfahren haben, wie lange das dauern wird, wohin man die Menschen bringt, wieviel umgesiedelt werden sollen.

Die allgemeine Ansicht ist, dass die Deportation nur für Kranke und Alte in Frage kommt, arbeitsfähige Frauen und Männer kommen bestimmt nicht in Betracht, denn wozu würden sonst Arbeitskräfte überall eingestellt?

Jemand will wissen, dass der Judenrat selbst die Erlaubnis von der SS erhalten hat, "Schuppen" für 100.000 Menschen einzurichten. Private Firmen stellen alles Notwendige zur Verfügung, Maschinen, Rohstoffe und Geld. Die deutschen Behörden brauchten nur Aufträge zu erteilen, an solchen fehlt es ja den Deutschen nicht. Das Rüstungskommando habe genug Bestellungen zu vergeben, die ganze arbeitsfähige Bevölkerung würde beschäftigt werden. Die Umsiedlung komme nur etwa für 10-12% der Bevölkerung in Betracht. Das sind alles Nachrichten aus ersten Quellen, von massgebenden Personen, die mit den deutschen Behörden in Verbindung stehen.

Vor der Fabrik auf der Strasse standen lange Schlangen Wartender, der Fabrikhof war voll. Ein Ziel haben alle, die Aufnahmebescheinigung, das einzige, was retten soll. Ich bringe die Kinder beim Wächter unter und schlage mich mit den Frauen in die Fabrik durch. Hier erkläre ich, dass der Direktor mich gesucht hat. Ich melde mich bei ihm. Ich bekomme Büroarbeit. Die Sekretärin allein weiss sich keinen Rat. Ich habe die Bescheinigungen zu schreiben, für die Familien der Arbeiter. Die Arbeiter wollen die Familien nicht allein zu Hause lassen. Der jüdische Leiter des Ordnungsdienstes hat dem Direktor auf seine telephonische Anfrage angegeben, dass Frauen und Kinder, deren Männer resp. Väter in deutschen Betrieben beschäftigt würden, zu Hause keiner Gefahr ausgesetzt seien, wenn sie es beweisen könnten.

Der Direktor gibt mir folgendes an: "Hier ist der Text, er lautet: Wir bescheinigen hiermit, dass der Jude.....in unseren Werkstätten als beschäftigt ist. Zu seinen Familienangehörigen, über die laut Verordnung des Rüstungskommandos, Wehrbereich Warschau, anderweitig ohne Zustimmung des Rüstungskommandos nicht verfügt werden darf, gehören: 1. Ehefrau..... geb.....; 2. Kinder..... Unsere Werkstätten gehören der Klasse A der Rüstungsbetriebe an und unterstehen dem Chef des Rüstungskommandos (Siegel)."

"Mit dieser Bescheinigung können die Familien ruhig zu Hause bleiben. Versichern Sie den Leuten, dass für die bei uns eingetragenen Arbeiter und für ihre Familien absolut keine Gefahr besteht. Das ist mir vom Chef, dem Major Hassler, erklärt worden."

In zwei Stunden bin ich mit den Bescheinigungen fertig, der Direktor unterschreibt. Die Meister verteilen sie an die Leute. So, jetzt können sie ruhig nach Hause gehen. 250 auserwählte, glückliche Menschen, mit deutschen Dokumenten, für sie und ihre Familien. Sie haben es geschafft. Tausende stehen vor den Fabriken, warten sehnsüchtig, dass sie an die Reihe kommen, alle bewegt nur ein Gedanke: deutsche Dokumente. An sie wird felsenfest geglaubt. Die deutsche Sprache, das Siegel mit dem Hakenkreuz, die Unterschrift eines deutschen Beamten des Rüstungskommandos, die Kontrolle und der Schutz durch hohe Offiziere der Wehrmacht, das alles sind Dinge, die eine ungeheure Suggestion auf die Masse ausüben. Wer das alles erreicht hat, der hat die SS nicht mehr zu fürchten. Das sind Barrikaden, die selbst die SS nicht bezwingen kann; wehrwirtschaftliche Forderungen sind wichtiger als nationalsozialistische Ideologie. Die Definition selbst nationalsozialistischer Rechtsauffassung - Recht, ist, was Nutzen bringt - bürgt für die Erhaltung arbeitsfähiger Massen. Dass die deutsche Rüstungsmaschine Nutzen von dieser Masse haben wird, darüber lagen Beweise vor, nämlich die Produktion der Betriebe, in denen jüdische Arbeiter eingestellt waren, deren Leistungen beim Rüstungskommando volle Anerkennung gefunden haben.

So dachten wir bei Beginn der Umsiedlung, dieses Argument unserer Nütz-

lichkeit liess nie den Gedanken aufkommen, es läge Gefahr für alle vor. Ich will mit dieser Feststellung absolut nicht den Standpunkt des Judenrates und auch der Allgemeinheit rechtfertigen, dass sie sich mit der Tatsache abgefunden haben, dass etwa 10-12% der Bevölkerung dieser Umsiedlung unterliegen sollte. Ich führe das nur an, weil tatsächlich im Juli 1942 jeder Durchschnittsmensch so gedacht hat und es eine Entstellung der wirklichen Lage wäre, wollte man heute den Judenrat dafür verantwortlich machen, dass er sein formelles Einverständnis zu dieser Umsiedlung der Kranken und Alten gegeben hat.

Es ist natürlich heute für mich schwer, die Stimmungen dieser ersten Tage der Liquidation wiederzugeben, die sich je nach den sich verbreitenden Gerüchten änderten. Solange das Kontingent, das das Vernichtungskommando täglich anforderte (etwa 10.000 Opfer), aus den "Punkten", aus den Krankenhäusern, Altersheimen, Waisenhäusern und aus den Kellerwohnungen gestellt wurde, fühlte sich die Masse geschützt durch die deutsche Ausweise. Noch am 24. Juli, als alles, was sich auf der Strasse befand, zum Umschlagplatz gebracht wurde, dort aber die, die Ausweise deutscher Firmen besaßen, befreit wurden, hielten das alle für den besten Beweis dafür, dass die Deutschen die Vernichtung der arbeitenden Bevölkerung nicht beabsichtigen. Auch die, die bis jetzt skeptisch die Jagd nach Ausweisen betrachtet hatten, änderten auf Grund der Vorfälle auf dem Umschlagplatz ihre Meinung und stürzten sich selbst in die grosse Menge Wartender, die nur ein Ziel kannten: deutsche Dokumente. Es ist für einen Aussenstehenden vielleicht unerklärlich, dass ich mich solange bei dieser Dokumentenjagd aufhalte; aber während der ganzen Vernichtungsperiode Juli-September 1942 gab es im Ghetto nichts Wichtigeres, als Ausweise mit den verschiedensten Siegeln.

Dass diese Methode speziell von den Deutschen angewandt wurde, um der Masse den Glauben zu schenken, die Umsiedlung ginge die arbeitende Bevölkerung nichts an, das begriffen wir am Anfang der Aktion noch nicht. Die Deutschen haben uns jeden Tag mit einer andren Lüge eingeschläfert, jeden Tag erdachten sie einen neuen Stempel, der unbedingt notwendig sein sollte. So war die Masse immer damit beschäftigt, nach all diesen Zetteln und Siegeln zu laufen. Die Massen standen den ganzen Tag über vor den deutschen Fabriken und blieben auch nachts, um endlich das Dokument zu erhalten, das die Rettung für sie und ihre Familien bedeutete. In dem kleinen Betrieb, dem ich angehörte und der die Bewilligung für 250 Arbeiter hatte, meldeten sich täglich Tausende zur Arbeitsanstellung. Eine Arbeiterdelegation wandte sich an den Direktor, erklärte ihm die Lage, gab an, die SS fordere Ausweise, ohne die jeder verloren sei; sie bat ihn, alles zu unternehmen um eine höhere Arbeiterzahl bewilligt zu bekommen.

Am nächsten Tag brachte der Direktor die freudige Nachricht, es sei ihm in einer Sitzung deutscher Betriebsleiter mit dem Stab der Umsiedlungskommission die Bewilligung zur Einstellung von 900 Arbeitern erteilt worden. Alle Betriebe erhielten grössere Arbeiterkontingente. Allein die drei grössten Fabriken Toebeens, Schule und Heeresunterkunft, erhielten zusammen die Bewilligung für 40.000 Arbeiter, was mit Einschluss der Familien die Rettung für etwa 150.000 Menschen bedeutete.

Der Direktor beruhigte uns; er verstehe die ganze Panik nicht, die Offiziere der SS hätten allen deutschen Betriebsleitern versichert, die arbeitende Bevölkerung mit ihren Familien blieben in Warschau, die Leiter hätten sogar den Auftrag erhalten, Gemeinschaftsküchen für die Belegschaft einzurichten und Schule für die Kinder der Arbeiter zu organisieren.

Der Direktor begann neue Arbeiter einzustellen. Zu viert arbeiteten wir Tag und Nacht an den Listen. Immer wieder Personalienaufnahmen, Lichtbilder, Kartotheken, Listen für unseren Betrieb, fürs Arbeitsamt, fürs Rüstungskommando, für die Umsiedlungskommission. Inzwischen waren auch die Ausweise von der Druckerei gebracht worden, sie sollten gegen die einstweiligen Firmenbescheinigungen ausgetauscht werden. Sie mussten genau nach den Listen mit der laufenden Nummer ausgefüllt werden, mit Lichtbild versehen und von dem betreffenden Arbeiter unterzeichnet werden. Sie waren aber wertlos ohne das Siegel des Rüstungskommandos. Die ganze Nacht arbeiteten wir an diesen Ausweisen. Um 8 Uhr früh nahm sie der Direktor zu Major Hassler mit. Mit welcher Ungeduld warteten wir stundenlang auf die Rückkehr. Alle Betriebe hatten ja die Ausweise zum Stempeln abgeliefert. Sicherlich würde das ein paar Tage dauern. Mit der einstweiligen Bescheinigung trauten wir uns nicht nach Hause, sie wurden nicht von allen SS-Männern anerkannt. Es war schon vorgekommen, dass sie einfach zerrissen wurden. Aber alles ging gut. Nach ein paar Stunden bringt der Direktor die gestempelten Ausweise. Eine Kiste Zigarren müssen wir besorgen, der Direktor hat sie dem Beamten versprochen, der unsere Ausweise gleich erledigt hat. Wo sollen wir aber im Ghetto Zigarren auftreiben? Die Sekretärin verspricht sie von der arischen Seite zu bringen.

Die Ordnungsmänner denen wir unsere Ausweise zeigen, sagen sie seien prima, da könnten wir ruhig zum Umschlagplatz kommen, damit würden wir frei. Der jüdische Ordnungsdienst hätte kein Recht, den Inhaber eines Ausweises mit dem "Vogel", d.i. dem Adler mit dem Hakenkreuz, anzuhalten.

Am dritten Tag der Vernichtungsaktion beging Dipl. Ing. Czerniakow, der Vorsitzende des Judenrates, Selbstmord. Die Gestapo wollte ihn zwingen, die Verordnung zur Umsiedlung zu unterzeichnen. Sein Selbstmord machte ungeheuren Eindruck im Ghetto. Czerniakow war sehr geschätzt. Im Gegensatz zu fast allen anderen Mitgliedern des Judenrates, wurde er von der Bevölkerung als der Mann mit reinen Händen geachtet. Offiziell war er als Ältester der Juden der erste Mann im Ghetto. Seine Kompetenzen waren aber im Verhältnis zu seiner Stellung sehr gering. Es war kein Geheimnis, dass die Gestapo ihre Leute in den Judenrat eingesetzt hatte. Das waren die wirklichen Herren des Ghettos. Czerniakow gehörte nicht zu ihnen, das wusste jeder.

Umso verlassener fühlte sich nun die Bevölkerung; der Mann der die wahren Interessen des Ghettos vertreten hatte, war nicht mehr. Wenn der Mann, der die wahre Lage kannte, es vorgezogen hatte, die Bevölkerung ohne Führung zu lassen, dann wurde es jedem klar, dass eine ungeheuerere Katastrophe bevorstand, die Czerniakow vergebens zu verhindern versucht hatte. Er war machtlos, sein Leben wurde sinnlos, seinen Namen wollte er nicht dazu hergeben, das Todesurteil über das Ghetto zu unterschreiben. Zu einem Widerstand aufzurufen, ihn zu organisieren, dazu war er zu schwach. Seine Umgebung hätte es auch gar nicht zugelassen. Noch glaubte sich diese privilegierte Schicht nicht in Gefahr. Für einen Widerstand wären ja in erster Linie der Judenrat und der Ordnungsdienst verantwortlich gewesen. Es wäre auch nicht gelungen, denn noch war niemand so weit Eltern, Frauen und Kinder zu opfern, noch wiegten sich über 300.000 in Sicherheit, noch war man über das Los der Deportierten nicht im Klaren, man sprach noch wenig von Gas. So liess Czerniakow die Bevölkerung im Ungewissen, er hat es gewusst oder wenigstens geahnt. Er hat sich das Leben sicherlich nicht deswegen genommen, weil er zu feig war, den Schwierigkeiten entgegenzutreten, er war ihnen ge-

genüber machtlos geworden. Leider begriff das Ghetto diese Warnung nicht. Tief beeindruckt stand ich vor dem Gebäude der Gemeinde auf der Grzybowskastrasse, als Czerniakows Leichnam in einem viereckigen Kasten auf einen einfachen Wagen gelegt wurde. Niemand durfte den Wagen begleiten; ausdrückliches Verbot der deutschen Behörden. Nur ganz wenige, ein paar Beamte..., die sich gerade im Gebäude der Gemeinde befanden, standen bei dem Wagen. Es war schwer zu begreifen, dass auf diesem einfachen Karren, der eben schnell in die Eisenstrasse einbog, der erste Mann im Ghetto zur letzten Ruhe geführt wurde.

Ein paar Stunden nach Czerniakows Tod, erschienen die offiziellen Verordnungen, die zu unterzeichnen sich Czerniakow geweigert hatte. Nach diesen Verordnungen unterlagen sämtliche Einwohner des jüdischen Wohnbezirkes in Warschau der Umsiedlung nach dem Osten.

Ausgenommen waren Personen die unter folgende Gruppen fielen:

- Mitglieder des Judenrates,
- Ärzte und das Krankenhauspersonal,
- sämtliche Mitglieder der sozialen Vereine (Toz, Brius, jüdische Selbsthilfe),
- Angehörige des Ordnungsdienstes,
- Angehörige des Rettungsdienstes.

Ferner waren ausgenommen: alle Frauen und Männer, die in Betrieben arbeiten, die deutschen Behörden unterstehen, oder für deutsche Behörden arbeiten.

Alle arbeitsfähigen Frauen und Männer, die bis zum 25. Juli 1942 noch nicht in solchen Betrieben beschäftigt waren, können sich im Arbeitsamt dazu eintragen lassen.- Alle Familienangehörigen dieser nach der Verordnung der Umsiedlung nicht unterliegenden Personen, bleiben ebenfalls in Warschau. Als Angehörige gelten nur Ehefrauen und Kinder.

Handgepäck darf mitgenommen werden. Geld und Schmuck in jeder Höhe.

Jetzt wusste man endlich offiziell woran man war. Es war also doch richtig, was allgemein behauptet wurde, dass nur die arbeitsunfähige Bevölkerung umgesiedelt werden sollte, also höchstens 12%. Die Stimmung nach Bekanntgabe der Verordnung hob sich etwas. Aber schon am nächsten Tag zeigte es sich, dass diese Verordnung nicht eingehalten wurde. Bei den Razzien gerieten auch solche, die die erforderlichen Ausweise besaßen, auf den Umschlagplatz und kamen nicht mehr zurück. Arbeiter fanden ihre Frauen und Kinder nicht mehr in den Wohnungen, als sie von der Arbeit nach Hause zurückkehrten. Trotz der Familienausweise, die die SS-Ukrainer und Junaken gar nicht lesen wollten oder es auch nicht konnten, wurden sämtliche Bewohner der "blockierten" Häuser zum Umschlagplatz gebracht. Junge Frauen wurden noch vereinzelt zurück geschickt; hatten sie aber Kinder bei sich so gab es trotz aller Dokumente keine Befreiung. Auf Kinder hatte es die SS besonders abgesehen, und gegen sie wurde ein Kampf ohne Pardon geführt, da half keine Intervention. Es war leichter ein Dutzend Männer zu befreien, als ein Kind.

Standen Waggonen leer, so wurde alles hineingeladen, da gab es überhaupt keine Dokumentkontrolle.

In dem Büro unserer Fabrik spielten sich die erschütterndsten Szenen ab. Arbeiter meldeten sich beim Direktor, sie flehten ihn an, ihre Frauen und Kinder zu retten, die während ihrer Abwesenheit zum Umschlag abgeführt worden waren. Frauen jammerten, ihre Männer seien von der Arbeit

nicht zurückgekommen, auf dem Heimweg habe die SS sie verschleppt. Das Büro schrieb fortwährend Gesuche an die Umsiedlungskommission, an die Leitung des Ordnungsdienstes und an den Kommandanten des Umschlagplatzes. Es kam auch vor, dass, wenn die betroffenen Arbeiter in dem Chaos auf dem Umschlag gefunden wurden, sie auf Grund der Intervention der Firma befreit wurden. Alles hing nur davon ab, ob die SS genug Menschen für den täglichen Transport hatten.

Unser Direktor schickte eine Abordnung von drei Werkschutzleuten auf den Umschlagplatz. Sie hielten eine Tafel mit der Aufschrift der Firma. Jeder unserer Arbeiter, der sich auf dem Umschlagplatz befand, hatte so die Möglichkeit, sich bei diesen Werkschutzleuten zu melden, die dann bei dem Kommandanten des Umschlages intervenieren konnten. Manchmal hatten sie sogar Erfolg.

Schon am fünften Tage der Umsiedlung gab der Ordnungsdienst sämtlicher Betriebe bekannt, er hätte vom Einsatz Reinhardt Befehl, die Ausweise des Rüstungskommandos nicht mehr anzuerkennen. Die SS verlangte, dass die vom Arbeitsamt ausgestellte Meldekarte der Leitung der Umsiedlungskommission zur Kontrolle vorgelegt werden müsse. Nur die Meldekarten, die das rote Siegel des SS- und Polizeiführers, Einsatz Reinhardt, trugen, seien gültig.

Durch diese Verordnungen machten sie die ganze Bevölkerung wahnsinnig. Während die Masse nur damit beschäftigt war Dokumente und Stempel zu erlangen, wurden täglich 10.000 Menschen in den Tod geführt.

Alle Meldekarten unserer Arbeiter wurden gesammelt. Der Betrieb musste diese Karten dem Arbeitsamt zur Kontrolle vorlegen. Der Inspektor Ziegler musste die Listen selbst kontrollieren und unterzeichnen. Dann gingen die kontrollierten Listen und Meldekarten ins Büro des Ordnungsdienstes, in dem ein paar SS-Männer vom Einsatz Reinhardt die Meldekarten mit ihren Siegeln versahen. Bis endlich dieser rote SS-Stempel erlangt wurde, wieviel Protektion beim Arbeitsamt und beim Ordnungsdienst musste man da haben! Man kann sich jetzt kaum ein Bild davon machen, was diese Jagd nach Dokumenten bedeutete. Ein Stempel entschied über Leben und Tod. Dabei war es lebensgefährlich die Fabrik überhaupt zu verlassen. Die Strassen waren leer, die SS schoss fortwährend in die Fenster, man lief Gefahr, in eine "Blockade" zu fallen, da gab es dann keine Rettung trotz aller Ausweise.

Mit der Verordnung über die Meldekarten, verschlechterte sich die Lage bedeutend. Es stellte sich heraus, dass nicht alle Arbeiter solche Meldekarten besaßen, die Frauen hatten überhaupt keine, Männern über 60 Jahren und Frauen über 55 durfte das Arbeitsamt gar keine Karten ausstellen. Ohne Karten aber durfte keiner angestellt werden. Ein neuer Kampf entstand um Meldekarten. Wieder Schlangen vor unserem Büro, Angabe von Personalien, wieder Listen, Tag und Nacht nur Schreiberei. Endlich sind wir im Büro mit den Listen fertig. Aber im Arbeitsamt gibt es keine Formulare mehr. Der Leiter, Dr. Aronson, gibt mir ein Muster, eine Meldekarte besteht aus fünf verschiedenen Formularen, eins erhält der Petent, die übrigen gehen in verschiedene Abteilungen, noch arbeitet der ganze Verwaltungsapparat des Arbeitsamtes genau nach den deutschen Verordnungen. Das Muster, das ich erhalten habe, bringe ich in eine Druckerei auf der Lesznostrasse, eine einzige Druckerei arbeitet noch im Ghetto, sie druckt die Verordnungen für den Judenrat und die Umsiedlungskommission. Man verspricht mir die Formulare für morgen.- Der nächste Tag ist der erste Sonntag seit Beginn der Umsiedlungsaktion. Vielleicht werden wir einen Tag Ruhe haben. Frühmorgens

schien schon viele von unserer Belegschaft, das Namenverzeichnis wird immerfort geändert, die Ausfälle werden gleich durch neue Arbeiter, die noch immer in Massen auf ihre Einstellung warten, ersetzt. Alle Interventionen helfen schon nicht mehr. Am Sonnabend ist keiner mehr vom Umschlag zurückgekommen.

Am Nachmittag stürzen sich alle, die auf dem Fabrikhof warteten, in die Fabrikssäle. Die Werkschutzleute versuchen erfolgrs die Masse aufzuhalten. "Blockade!" schreit alles durcheinander. Die SS rückt in unserer Richtung vor. Der Direktor ist nicht da, die Sekretärin ist auch nicht gekommen, es ist ja Sonntag. Ich telefoniere, kann aber keine Verbindung bekommen.

Schüsse knallen auf dem Hof. "Alle Juden raus!" der Schreckruf ertönt im Ghetto. Wir sahen zum Fenster hinaus, die SS-Junaken und Ukrainer sind im Hof. Was sollen wir nun machen? Nach den bestehenden Verordnungen brauchen wir ja nicht hinunterzugehen, wir sind ja in einem Rüstungsbetrieb, es heisst doch ausdrücklich auf unseren Ausweisen, dass wir nicht der Umsiedlung unterliegen. Eine kurze Besprechung der Meister. Es wird beschlossen, nicht hinunterzugehen. Die Türen zu den Fabrikssälen sollen geschlossen werden, aber die Menschen, die die Treppen zu den Werkstätten besetzt haben, drücken die Türen ein, alle wollen sich in die Fabrik retten. Da sind schon die ersten Ukrainer auf der Treppe, knallen in die Menge hinein, eine ungeheure Panik erfasst alle. Der Anblick, der sich im Blut Wälzenden, jagt allen einen fürchterlichen Schrecken ein. Wir stürzen uns aus den Sälen auf den Hof. Wir müssen uns auf der Strasse zu viert aufstellen. Das Fabrikgelände wird abgesucht. Ein paar Frauen werden gefunden, die sich unter einem Haufen Zeltbahnen versteckt haben; sie werden gleich erschossen.

Das ganze kleine Ghetto ist blockiert. Auf der Strasse stehen lange Züge. Etwa 100 Schritte von unserer Fabrik befindet sich das Kinderheim von Korczak. Es ist doch unglaublich, die SS holen alle Kinder heraus. Die Schwestern, weiss gekleidet, führen den Zug der Kinder, die genau wie wir zu viert aufgestellt werden. Auch auf diese Kinder sind die Läufe der Maschinengewehre gerichtet, lauter 2-3 jährig Waisen. Korczak selbst, der bekannte Schriftsteller, der viele Kinderbücher geschrieben hat, trägt zwei Kleine auf seinen Armen, er steht in der ersten Reihe. Die Kinder werden vor uns aufgestellt; wir sind die letzten in dem Zug der 15.000 Menschen, die an jenem Sonntag in den Tod geführt wurden. Etwa drei Stunden stehen wir in den Reihen, bis die SS alle Häuser durchsucht hat. Der ganze Stab vom Einsatz Reinhardt ist anwesend. In drei Personenwagen sitzen die Offiziere, sie sehen sich das alles an wie es klappt.

Ich stehe in der ersten Reihe unserer Belegschaft. Mein einziger Gedanke: "Ich muss hier fort, ans Telefon, ich muss den Direktor vorstündigen." Neben mir steht ein Ordnungsmann, er hat Dienst bei unserer Gruppe. Ich flüstere ihm zu, er soll ins Büro hinaufgehen und telefonieren. Nichts zu machen, er darf hier nicht weg, sonst wird er selbst abgeknallt. Ich frage ihn, ob ich es selbst versuchen soll. "Hören Sie auf zu sprechen, rühren Sie sich nicht, die Ukrainer schießen bei der geringsten Bewegung."

Es ist zum Verzweifeln, der Zug setzt sich schon in Bewegung. Da gehe ich aus der Reihe, überquere die Strasse und wende mich an den SS-Mann, er hält ein kurzes Maschinengewehr unter dem Arm, den Lauf auf mich gerichtet. Ich gebe an, ich sei der Wächter der Fabrik, die der Reichswehr von grossem Wert sei. Alles stünde offen, ich müsste hin-

auf, um die Maschinensäle und das Warenlager abzuschliessen. Er brüllte mich an, ich soll nun schnell machen. Ich laufe ins Büro und rufe an. Der Direktor ist selbst am Apparat, Gott sei Dank. Er verspricht, sofort zu intervenieren. Ich gehe zurück, sehe noch den Zug in die Eisenstrasse einbiegen. Keine SS, keine Ukrainer, ich stehe ganz allein, ein einziger Mensch, in den ausgestorbenen Strassen.

Meine Familie, meine Freunde, alle sind weg, nur ich allein bin von 15.000 Menschen gerettet, durch einen reinen Zufall. Ich kann es gar nicht fassen, ich will zu meinen Lieben. Ich laufe dem Zug nach.

Ordnungsmänner auf Fahrrädern schliessen den Zug. Ein Bekannter hält mich an. Er hält mich für vollkommen wahnsinnig; wie kann man dem Tode nachlaufen? Ich erzähle ihm, ich habe doch alles was ich besitze, hier unter diesen. Ich kann nicht allein zurückbleiben.

"Denen kannst Du gar nicht helfen. Wenn Du in die Reihe kommst, wirst Du genau wie sie alle verladen." Ich flehe ihn an, er soll mir sein Rad geben, ich will zum Umschlag fahren, vielleicht können die Leiter des Ordnungsdienstes helfen; ich kenne einige persönlich. Er lässt mir sein Rad, ich fahre am ganzen Zug entlang, winke meinen Leuten zu, fange ihre hilfe flehenden Blicke auf. In 15 Minuten bin ich am Umschlagplatz. Das Terrain der Transferstelle ist von SS-Ukrainern und Junaken umstellt. Wie ich an einen Posten heranfahre, hebt er das Gewehr zum Schuss. Hier darf keiner herein. Tausende jagt man täglich hier durch in die Waggon; wenn einer aber freiwillig sich zum Platz stellt, wird er nicht zugelassen. Ich versuche es an verschiedenen Stellen, überall das Gleiche. Ein Ordnungsmann, dem ich alles erzähle, verspricht zu helfen. "Warten Sie hier auf mich, ich bringe Ihnen eine weisse Armbinde, die tragen die jüdischen Angestellten der Transferstelle, die das Brot und die Marmelade an die Freiwilligen verteilen, die Angestellten dürfen hinein und heraus." Die Gestapo hatte verordnet, dass jeder der sich freiwillig zur Umsiedlung stellt, 3 kg Brot und 1 kg Marmelade erhält; so nützte die Gestapo die schreckliche Hungersnot, die während der Aktionszeit herrschte, aus, um Tausende in den Tod zu locken. Für 1 kg Brot, das vor der Umsiedlung 8-10 zl gekostet hatte, wenn man es nur bekommen konnte. Kein Wunder also, dass sich viele fanden, die für die paar Kilos Brot in die Waggon gingen. Dass das Brot nur hin und her spazieren fuhr, ahnte damals noch niemand; denn vier Stunden, nachdem der Freiwillige seine Ration beim Verladen erhalten hatte, war er schon in Treblinka vergast; da stapelte sich in Treblinka soviel Brot und Marmelade auf, dass alles nach Warschau zurückgeführt wurde. So diente das selbe Brot mehrere Male als Lockmittel.

AUF DEM UMSCHLAGPLATZ

Nach etlichen Minuten bekam ich die Armbinde; der Posten liess mich durch. Ich fahre bis ans Tor des Umschlagplatzes.

Vor dem Tor stehen ein paar Leiter des Ordnungsdienstes, ich kenne einen, Rothe heisst er, er trägt zwei Sterne auf seiner Mütze. Ein paar Meter weiter steht der Stab der Umsiedlungskommission, lauter SS-Schar und Sturmführer. An ihnen marschiert der ganze Zug vorbei. Mit ihren Peitschen treiben sie die Menschen, die in ihren Händen die Ausweise halten, zur Rampe. Hier helfen keine Dokumente, keine Stempel, Papiere werden überhaupt nicht angesehen. Alles, was gestern noch von Bedeutung war, gilt heute nicht mehr. Es stehen leere Waggon vor der Rampe; solange nicht der letzte Waggon vollgestopft ist, gibt es keine Dokumen-

tenkontrolle. Ich erzähle dem Rothe, was passiert ist.

"Bleiben Sie ruhig stehen", sagt er mir, "hören Sie auf zu sprechen, sonst wird man aufmerksam auf Sie und dann sind Sie verloren. Wir können heute nichts helfen, wir sind absolut machtlos. Sehen Sie selbst, die SS hat alles übernommen, Angehörige unserer Ordnungsmänner befinden sich unter den Menschen hier, die können wir heute auch nicht retten. Wenn die Waggon voll sind, bleiben die übrigen, die heute nicht mehr verladen werden, über Nacht hier im Gebäude. In der Nacht wird sich vielleicht etwas machen lassen." Verzweifelt warte ich. Da geht ja unser Direktor mit seinen zwei Söhnen an mir vorbei. Er trägt die Parteiuniform, seine Söhne die, der SD. Sie gehen zu dem Stab, die Arme fliegen zum Hitlergruss hoch. Ich höre jedes Wort, das gesprochen wird. Kaum haben sie ihr Anliegen vorgebracht, da schnauzt sie ein Sturmführer an: "Machen Sie, dass Sie raus kommen, aber schnell! Wir brauchen keine Zuschauer hier. Hier bestimmen wir, hauen Sie ab, sonst verladen wir Sie mit Ihren Juden zusammen." Die drei grüssen vorschriftsmässig, der Gruss wird gar nicht erwidert. Mit roten Gesichtern gehen sie an mir vorbei. Was wird sich wohl der frischgebackene Nationalsozialist gedacht haben? Er hatte mich beim Vorbeigehen bemerkt und wusste doch, dass ich es gehört hatte, wie er von seinen jungen Parteigenossen angefaucht wurde.

"Sehen Sie, sagte Rothe neben mir, wenn die in ihren Uniformen so angeschnauzt werden, wären doch Sie, wenn Sie herangegangen wären, glatt in den Waggon gesteckt worden." Ich bleibe neben Rothe und sehe wie diese Unglücklichen in die Waggon verladen werden.

Wenn diese Banditen sie doch nur nicht so schlagen würden! Sie schleppen die Frauen an den Haaren in die Waggon. Viele wollen nicht hinein, sie legen sich auf die Erde. Die SS schlägt am Boden auf sie ein. Wenn die Peitschen und Tritte nicht helfen, schießen sie. Die Rampe füllt sich immer mehr mit Entsetzten, überall Blut, weinende Kinder, schreiende Frauen, Väter halten ihre Kinder und Frauen umklammert. Sie wollen alle zusammen in einen Waggon, zusammen sterben. Sie wurden auseinandergerissen, die Gnade gemeinsam zu sterben, wird nicht gewährt.

Ist ein Waggon vollgestopft, wird er mit Stacheldraht umwickelt. Ich kann es einfach nicht schildern, was es bedeutet, zusehen zu müssen, wie Greise, Frauen, Kinder zu Tode geschlagen werden. Hat es einen Sinn zu berichten, wie die SS-Leute Säuglinge an den Füßen nahmen und sie wie Bälle an die Wand schleuderten; wie Kinder aus den Fenstern geworfen wurden und die auf der Strasse stehenden deutschen Soldaten auf die Kinder wie auf Spatzen schossen? Wie soll die Welt glauben, dass solches Morden von Menschen durchgeführt wurde, die auch Eltern, Frauen und Kinder haben? 1 1/2 Jahre sind vorbei, seit dem ich all diese Szenen mit eigenen Augen gesehen habe, ich stand mitten unter all diesen Unglücklichen, und doch kommt es mir heute wie ein grausamer Traum vor. Ich wundere mich auch gar nicht, wenn die Welt es nicht glauben will; es ist eben ein zu ungeheures Verbrechen, als dass es normale Menschen für wahr halten könnten.

Ich stehe ein paar Stunden mit Rothe am Tor. Tausende sind schon vorbeigegangen, jetzt kommen bald meine Lieben. Was soll ich nun tun? Die Gruppe unserer Arbeiter nähert sich dem Tor. Es ist 9 Uhr, der letzte Waggon ist schon voll, man jagt die Menschen nun in ein Gebäude, die werden morgen früh gleich geladen. In der ersten Reihe unserer Gruppe geht Leon, seine Frau, sein 8jährige Tochter und der 9jährige

Sohn. Alle halten sich an den Händen. Die Kleine weint leise vor sich hin. "Geht nicht hinein", flüstern wir ihnen zu "bleibt stehen!"

Ein SS-Sturmführer geht an die Leiter des Ordnungsdienstes heran. "Warum ist diese Gruppe stehen geblieben, was ist denn los?" brüllt er. Ein Leiter meldet: "Es ist die gesamte Belegschaft eines Rüstungsbetriebes." Der SS-Mann geht zum Stab zurück. Ein kurzes Verhandeln, Sekunden die über Leben und Tod entscheiden. Der Stab geht an die Gruppe heran: "Papiere vorzeigen, Ausweise in der Rechten halten!" Ein paar Sekunden betrachten sie diese Menschen, dann ruft ein SS-Sturmführer: "Kehrt um, macht schnell, dass ihr nach Hause kommt!" Noch begreifen diese Menschen nicht, was passiert ist, keiner rührt sich. Wir stürzen uns auf sie: "Ihr seid frei, schnell geht nach Hause!" Wir fallen uns in die Arme, wir können die Tränen nicht aufhalten.-

Unser Fall hatte sich bald in alle Fabriken herumgesprochen. Es war doch das erste Mal, dass Arbeiter aus dem Betrieb herausgeholt worden waren. Gespannt erwartete das Ghetto den Ausgang dieses Ereignisses. Die ausnahmslose Entlassung wird als Beweis aufgefasst, dass die Belegschaft eines Betriebes als Ganzes der Umsiedlung nicht unterliegt. So sammeln sich die Arbeiter früh an vorher bestimmten Stellen und kommen gruppenweise, von ein paar Werkschutzleuten geführt, zur Arbeit, abends verlassen sie wiederum in Gruppen geschlossen ihre Arbeitsstätten. Gruppen werden auf der Strasse nicht angehalten, und es klappt auch für ein paar Tage ganz gut. Die Alten und Kinder werden versteckt, in Kellern, auf Dachböden.

UNTERBRINGUNG IM WOHNBLOCK

Am 10. August erscheint die Verordnung, das kleine Ghetto müsste innerhalb von 24 Stunden geräumt werden. Ausgeschlossen sind nur die zwei Betriebe von Toebens und von Hermann Döring. Die Lage im kleinen Ghetto wird katastrophal. Wo sollen die Menschen hin? Jeder Betrieb bekommt ein paar Wohnblöcke für seine Arbeiter.

In diesen Häusern dürfen nur die in den beiden Betrieben beschäftigten Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern wohnen. Die deutschen Betriebsleiter sind dafür verantwortlich, dass in ihren Wohnblöcken sich ausschliesslich eingetragene Arbeiter befinden. Die grossen Betriebe erhalten deutschen Werkschutz, der strenge Kontrolle in den Wohnblöcken durchführt. Wo sollen aber die Alten hin, Männer über 60 und Frauen über 50 Jahre, denen das Arbeitsamt keine Meldekarten ausstellen darf? Ohne diese Meldekarten dürfen sie von keinem Betrieb angestellt werden.

Wir erhalten auch Gebäude zugewiesen, für die Fabrik und für Arbeiterwohnungen. Vor dem offiziellen Umzug werden die Alten und Kinder überführt und dort versteckt. Wir sind besonders schlimm daran, da wir ja die Maschinen und die Waren zu überführen haben. Die Fabrik muss so schnell wie möglich wieder eingeordnet werden. Wenn die SS kommt und die Fabrik ist nicht in Betrieb, sind wir alle verloren. Wir arbeiten alle an der Einrichtung der Fabriksäle, keiner denkt daran sich ein Wohnung zu suchen. Unsere privaten Sachen liegen auf dem Hof. Das spielt alles keine Rolle, nur die Fabrik muss laufen. In der Nacht legen wir einen Zaun um unseren Wohnblock. Ein Schild wird daran befestigt. Die Aufschrift lautet: "Wohnblock der Belegschaft des Rüstungsbetriebes." Ein Tor wird aufgestellt. Zwei Werkschutzleute halten Wache.

Wir haben nun unsere Stadt abgeschlossen von allen andren, genau wie es die Behörden vorgeschrieben haben. Der Wohnblock darf nicht verlassen werden. Wir richten uns so gut wie möglich in den Wohnungen ein. Die Häuser sind in einem schrecklichen Zustand, lauter Wohnungen, die noch vor wenigen Tagen von ihren rechtmässigen Besitzern bewohnt waren. Nun sind alle Zimmer leer, wir haben nicht einen einzigen Lebenden in den acht Häusern gefunden, die uns zugewiesen worden waren. Die Möbel zerschlagen, die Kissen und Decken aufgerissen, überall liegen die Federn - das charakteristische Merkmal vom August 1942 -, auf den Strassen in den Wohnungen sinkt man bis an die Knie in Federn ein. Zerbrochene Matratzen, zerschlagenes Geschirr, aufgebrochene Türen, so sah es überall aus. Es gab keine einzige ganze Fensterscheibe mehr. Vor Tagen hatte hier die SS gehaust, alles hatten sie kaputt geschlagen, in Schränken, in Ofen, in Betten, überall suchten sie versteckte Menschen. Unser Wohnblock befindet sich auf der Niskastrasse, Sochaczewskastrasse, Platz Parysowski; vor dem Krieg war hier das Armenviertel Warschaus. Die Wohnungen waren von der "Werterfassung" nicht ausgeräumt worden. Die Einrichtungen waren zu elend, sie hatten keinen Wert.

Die "Werterfassung" war eine Gründung der SS während der Aktion. Die Verwaltung befand sich Niskastrasse 20. Der Leiter war SS-Sturmführer Geipel, ein Schrecken im Ghetto, ein gefürchteter Mörder. Bei der "Werterfassung" waren ein paar tausend Juden angestellt. Unter Aufsicht der SS wurden sie gezwungen, die Wohnungen auszuräumen und alles, was nach Ansicht der SS irgendeinen Wert hatte, wurde in die Lager der Werterfassung gebracht. Es gab mehrere Lager dafür. Das grösste befand sich Niskastrasse 20, auf der Zamenhofastrasse und Dzielnastrasse. Ein Lager, auf das die SS sicherlich besonders stolz war, befand sich in der grossen Synagoge auf der Tlomackiestrasse. In dieser Synagoge wurden Möbel an die christliche, polnische Bevölkerung verkauft. Diese von den ermordeten Juden hinterbliebenen Möbel wurden sehr gern aufgekauft. Die Synagoge war immer von Kauflustigen überfüllt.

Die Aktion nahm immer schärfere Formen an. Jeden Tag wurden Tausende in die Waggons gepresst. Das tägliche Kontingent musste eingebracht werden. Es war nicht mehr so leicht jeden Tag 10.000 Menschen aufzutreiben.

Unser Betrieb lag ganz nahe am Umschlag. Wir waren aus unseren Fenstern Zeugen dieses Infernals.

Ein paar Tage hatten wir in unserem Betrieb keine Blockade. Die Arbeit ging normal, für einige Monate gab es Aufträge, Kommissionen vom Rüstungskommando kamen ein paar Mal, Major Hassler sah sich selbst die Einrichtungen an. Die Produktion wurde trotz der Unterbrechung durch den Umzug eingehalten. Das Rüstungskommando war mit dem Betrieb sehr zufrieden. Wir hätten eigentlich allen Grund gehabt, uns sicher zu fühlen. Doch fühlten wir, wir werden betrogen. Jeden Tag wurde erklärt die Aktion sei aus. Jeder Tag sollte der letzte sein; mit gemeinen Lügen hielt die SS die noch verbliebene Bevölkerung in Schach. Die Umsiedlungskommission betrog den Judenrat und den Ordnungsdienst, das Rüstungskommando seine deutschen Leiter, und wir wurden von allen belogen. Zu wenig war es den Deutschen, gegen wehrlose Männer, gegen Greise, Frauen und Kinder die SS, die Ukrainer und Letten mit Maschinengewehren, Kanonen, Tanks und Flammenwerfern zu schicken, zu wenig war es für sie noch Menschen zu vergasen, bei lebendigem Leibe zu ver-

brennen, sie bedienten sich noch einer unsichtbaren Waffe, die viel Unheil anrichtete, der gemeinen Lüge. Alles war gelogen, vom ersten Tag der Besatzung Warschaus am 28. September 1939, vom ersten Aufruf an die jüdische Bevölkerung, sie würde ohne Unterschied wie die christliche behandelt werden, Verordnungen, gezeichnet von Generälen der deutschen Wehrmacht, vom Stadtkommandanten Warschaus, von Befehlshabern der Armeen Ost, Namen alter preussischer Adelsgeschlechter. Sie logen, die Herren "von", genau so gemein wie der SS-Scharführer Trockenmeyer, der vorbeigehende jüdische Arbeiter anhielt, ihnen ein Goldstück zuwarf, sie aufforderte das Geld aufzuheben und die Bückenden hinterrücks erschoss.

Am 18. August umstellte die SS unseren Wohnblock. Sie trieben alle Menschen aus den Häusern. Die Alten, die Frauen, die Kinder wurden alle auf den Umschlagplatz gebracht. Es war der schrecklichste Tag für unsere Belegschaft. Fast alle Frauen waren verloren, nur wenige Kinder, die versteckt waren, wurden gerettet. 600 Menschen von den 2000, die allen Vorschriften gemäss in dem Wohnblock untergebracht waren, wurden ermordet. Keinen hat man nach Papieren gefragt. Nichts schützt mehr, selbst die Fabrik, selbst der abgesonderte Wohnblock ist ohne jeden Wert.

Jeder muss sich selbst helfen. Unsere grösste Sorge sind die Kinder.

DIE KINDER MUSSEN IN SICHERHEIT GEBRACHT WERDEN

Die zwei Kinder meines Freundes waren am 18. August wie durch ein Wunder gerettet worden. Als die SS rief: "Alle Juden raus!" schlossen wir die zwei Kinder in einen Wäschekorb. Wir standen drei Stunden bei der Blockade im Hof. Die SS suchte in den Häusern. Wie zitterten wir um das Leben dieser Kleinen! Werden die Kinder sich in dem Korb ruhig verhalten? Mein Freund und ich, wir hatten Glück, wir wurden zurückgelassen. Wir stürzten in unser Zimmer, der Korb war nicht angerührt. Erschrocken sahen uns die Kinder an, als wir den Korb öffneten. "Ja, die Soldaten haben hier in dem Zimmer herumgestöbert. Wir haben uns unsere Taschentücher in den Mund gesteckt und haben uns nicht gerührt," erzählten sie uns stolz.

Die Kinder müssen hinaus aus dem Ghetto. Hier sind sie verloren. Wir telefonieren an christliche Bekannte. Ein katholischer Geistlicher erklärt sich schliesslich bereit, die Kinder aufzunehmen. Abends bringe ich sie über die Mauer. Der Gendarm, der an diesem Abschnitt Dienst hatte, liess sich mit einer goldenen Uhr bestechen. Noch in der selben Nacht kehren wir ins Ghetto zurück. Die Kinder sind nun in Sicherheit, das ist die Hauptsache. Unsere Hauptsorge sind wir nun los.

Alle paar Tage kommt die SS. Immer wieder Blockaden. Alle Arbeiter werden aus der Fabrik herausgeholt, die Wohnungen nach versteckten Leuten durchsucht. Jeder, der in der Wohnung angetroffen wird, wird ohne jedes Ausfragen gleich erschossen. Alle Bewohner des Blockes werden auf dem Fabrihof aufgestellt. Jeder zweite oder dritte wird mit einer Peitsche über den Kopf geschlagen. Der Getroffene muss gleich niederkauern. Die, die nicht mit der Peitsche angeschlagen worden sind, werden zurückgeführt. Die Kauernden werden von der SS gleich umzingelt und zum Verladen abgeführt. Bei jeder Blockade gingen 30-40% der Belegschaft verloren. Meine Freunde von der arischen Seite warnten mich täglich, sie flehten mich an, ich solle gleich herüberkommen. Noch

wollte ich davon nichts wissen, ich konnte doch meine Familie, meine besten Freunde nicht zurücklassen. In der Fabrik arbeite ich überhaupt nicht mehr. Diese Schreiberei im Büro war vollkommen unnütz. Die Papierfetzen wurden von der SS überhaupt nicht mehr angesehen. Wozu die Kartotheken führen über Leistungen und Gehalt eines jeden Arbeiters, wozu alle Formalitäten, wenn täglich Arbeiter den Tod fanden? Ohne jeden Anhaltspunkt, vollkommen willkürlich, wurden die Blockaden durchgeführt. Alles hing von der Laune der kontrollierenden SS-Männer ab. War ein Arbeiter noch gut angezogen und sah gut aus, so grinsten ihn die SS-Männer an: "So ein besserer Herr, der hat sein Leben lang nichts getan!" und schickten ihn in den Tod. Sah einer zerlumpt und verhungert aus, so schickten sie ihn auch in den Tod, weil er nichts mehr leisten konnte und zu nichts mehr gut war. Bei diesen blutigen Selektionen machten sie noch ihre Witze.

Wir versammelten uns jeden Abend und berieten ob es irgendeinen Ausweg aus dieser Situation gäbe. Wir wussten schon damals genau, dass Deportation grässlichen Tode bedeutete, wir hatten schon die Beweise dafür, wir wussten die Züge gehen nach Treblinka. Das war einwandfrei festgestellt worden. Wir hatten genaue Berichte der polnische Eisenbahnbeamten, die die Züge hinbrachten. Für riesige Summen erhielten wir Photographien der Einrichtungen in Treblinka, der Badeanstalten für Männer, für Frauen und Kinder, in die diese Unglücklichen zum angeblichen Baden geführt wurden. Aus diesen Badeanstalten kam niemand mehr lebend heraus.

Wir schickten Polen hin, die mit den Bauern in der Umgebung von Treblinka in Verbindung traten. Diese Bauern kannten ein paar Ukrainer, die zum Saufen in die Dorfschenken kamen und mit Dollarnoten, Gold und Diamanten die Wodka bezahlten. Listen wurden den Polen mitgegeben; hunderte von Namen, wenigstens eine Unterschrift sollten sie bringen. Millionen wurden zu Verfügung gestellt: "Bringt uns ein Lebenszeichen von den Hunderttausenden, die von Warschau deportiert wurden!" Nichts kam, alles war tot. Ein Jude kam ins Ghetto zurück aus Treblinka. Er war beim Herausschaffen der Leichen aus den Badeanstalten beschäftigt. Er gab folgendes an: von jedem Transport der ankommt, werden etwa 100 Männer zu verschiedenen Arbeiten herangezogen: Reinemachen der Wagons, Herausschaffen der Leichen aus den Badeanstalten in die Ofen zum Verbrennen, Sortieren der Kleider der Ermordeten. Abends wurden diese Männer alle erschossen. Am nächsten Tag kamen ja frische.

Bei all unseren Versammlungen wurde von Verstecken auf der arischen Seite als Rettungsmöglichkeit gesprochen. Noch kein Wort von Widerstand, der ein paar Monate später alle unsere Gedanken in Anspruch nahm. Noch war jeder einzelne von seiner persönlichen Tragödie betäubt, noch versicherten die Behörden, es gehe jeden Tag zu Ende, noch hatten wir Hoffnung für die letzten Frauen und Kinder. Es gab im August, September 1942 keine einzige Pistole, keine Granate im Ghetto. Die Gruppen der jüdischen Arbeiter, die täglich vom deutschen Werksschutz in die Fabriken auf der arischen Seite geführt wurden, zu den Steyerwerken, zur Ostbahn, dachten nur daran, Nahrung ins Ghetto zu bringen. Nichts half es, dass täglich Arbeiter von den Gendarmen an den Toren des Ghettos für versteckte 100 gr Butter erschossen wurden; der Hunger ist mächtiger als jede Furcht. Noch wurden nachts Lebensmittel über die Mauer geworfen, Schmuggler bestachen die Gendarmerie und brachten ein paar Lastwagen mit Mehl herein. All die geheimen Wege ins Ghetto dienten noch der Lebensmittelversorgung. Erst ein paar Mo-

nate später stellte sich alles auf Gewehr und Munition um.

Meine christlichen Freunde liessen mir keine Ruhe. Jeden Tag telefonierten sie, ich solle doch endlich das Ghetto verlassen. Mein Freund Leon bat mich auch, ich solle doch die Frauen auf der arischen Seite, bei meinen Freunden verstecken.

Am 26. August abends rief ich Dora, die Frau meines Schulfreundes, an, ich käme am 27. früh mit zwei Frauen, die sie verstecken sollte. Dora war Russin, Sowjetstaatsangehörige, ihr Mann war bei Ausbruch des deutsch-russischen Krieges verhaftet und in ein Lager nach Deutschland deportiert worden. Sie wohnte zusammen mit zwei Russen, Ossip und Alexander, die Offiziere der zarischen Armee gewesen waren. Nach der russischen Revolution kamen sie nach Warschau und lebten hier als naturalisierte Polen. Wir waren alle sehr eng befreundet. Vor Beginn der Aktion kamen sie sehr oft heimlich zu mir ins Ghetto. Ossip war mit einer Jüdin verheiratet, die im Ghetto lebte, seine 13 jährige Tochter Jolanta wohnte aber mit ihm zusammen. Es waren ganz ausgezeichnete Freunde. Täglich baten sie mich zu sich, obgleich auf riesigen Plakaten im arischen Viertel der deutsche Polizeipräsident Bethke bekannt gab, dass jede Hilfe an Juden mit dem Tode bestraft werde. Zu solchen Freunden konnte ich die Frauen ruhig bringen. Ich freute mich sehr auf das Wiedersehen mit meine Freunden. Am nächsten Morgen ging es nicht. Die Wache war schlecht, unbekannte neue Gendarmerie. Erst am Nachmittag zwischen 5 und 7 Uhr kamen alte. Für ein paar Lederhanschuhe und eine lederne Aktentasche setzte ein Ordnungsmann, der sie kannte, durch, dass sie den Wagen passieren liessen.

Es war ein kleines Lastauto, das natürlich unter falscher Nummer und mit falscher Verkehrsbewilligung fährt. Der Chauffeur der Firma sitzt am Steuer. Vorschriftsmässig hält einer der zwei Gendarme den Wagen am Ghattotor an. Er verlangt die Papiere, dreht sie in der Hand um, besieht sie von allen Seiten. Der ist wohl verrückt, uns so lange hier aufzuhalten. Wenn die SS, die nur ein paar Meter weiter steht, aufmerksam wird, sind wir verloren. Der hat uns hier wohl in eine Falle gelockt? Aber das kommt doch fast nie vor, dass ein Gendarm, wenn er schon Bestechungen annimmt, verhaftet. Was sollen wir tun, wenn er auch von mir und den Frauen Papiere verlangt? Wir haben nichts vorzuzeigen, die jüdischen Papiere hatten wir zurückgelassen, und arische besaßen wir noch nicht. Auf jeden Fall hole ich ein paar 100 Zlotyscheine aus der Tasche und halte sie in der Hand. Wenn er Papiere verlangt, halte ich ihm die Scheine hin. Die Frauen sind totenblass. Er verlangt wirklich von mir Papiere. Ich reiche ihm die Scheine. Er nimmt sie in die Hand, zögert einen Augenblick, macht eine kaum bemerkbare Kopfbewegung nach vorn. Dem Chauffeur, dem alten Schmuggler, genügt das; Gas! und schon reisst er den Wagen in eine Nebenstrasse. Ein paar Meter fahren wir, der Chauffeur will den zweiten Gang einschalten - es geht nicht. Er reisst den Hebel nach vorn und zurück - nichts zu machen. Der Schweiss läuft ihm vor Aufregung und Angst übers Gesicht, er flucht, der Wagen rührt sich nicht. Schöne Bescherung! 50 m vor den Ghattomauern, das hat uns noch gefehlt. Die Frauen sind noch blass vor Schrecken wegen des Postens und jetzt sitzen wir hier fest ohne Papiere. Wir müssen unbedingt aus dem Wagen, Passanten werden auf uns aufmerksam, es ist verdammt gefährlich hier. Wir müssen uns schnell entschliessen. Entweder die 50 m zurück ins Ghetto oder einfach zu Fuss weiter. Wir entscheiden uns, weiter zu gehen. Einzeln gehen wir. Wenn jemand angehalten wird,

so sollen wenigstens die andren nicht her-einfliegen.

So gehen wir bis in den Aleje Jerozolimskie am Hauptbahnhof. In die Strassenbahn trauen wir uns nicht. Meine Freunde wohnen in der Hozastrasse. Am Bahnhof nehme ich eine Pferdedroschke, die Frauen folgen mir in einer andern. Wir geben eine andere Hausnummer an, als die, welche wir tatsächlich brauchen. In der Hozastrasse warten wir, bis die Kutscher weggefahren sind, sie sollen nicht sehen in welches Haus wir gehen. Auf der arischen Seite muss man sehr vorsichtig sein, das wussten wir, es wimmelt überall von Gestapoagenten, falschen und echten. Es gibt da für viele eine bequeme Art Geld zu verdienen. Es ist ein sehr einträgliches Geschäft, verdächtig aussehende oder sich verdächtig benehmende Leute anzuhalten und nach Papieren zu fragen. Meistens sagen die Agenten den Angehaltenen gleich ins Gesicht, sie seien Juden und sol'ten mit zur Polizei. Traf man falsche Agenten, so war es natürlich nur eine Geldfrage; bei den richtigen half Geld nicht. Vorsichtig musste man vor allem mit den Kutschern sein; sie führten einen wohl an die angegebene Adresse, aber anstatt der üblichen Taxe von 10-20 zl für den Kurs verlangten sie Tausende, sonst Anzeige, sie wüssten schon Bescheid, Ghetto u.s.w. Da half nichts; fiel man in die Hände eines solchen Schurken, und das kam sehr oft vor, so musste bezahlt werden.

Wir waren nun glücklich, dass alles gut gegangen war. Auf der Treppe zur Wohnung meiner Freunde, hält mich plötzlich eine Frau an: "Herr Felix, ich habe Sie gleich erkannt, ich habe Sie auf Photographien mit Frau Dora und Herrn Ossip gesehen. Ich warte schon den ganzen Tag auf Sie. Ich bin das Dienstmädchen. Ein Unglück ist passiert. Frau Dora ist heute morgen verhaftet worden. Die Gestapo hat die Personalien aller Anwesenden festgestellt. Die Frau des Herrn Ossip ist auch aus dem Ghetto gekommen. Jetzt ist niemand in der Wohnung. Alle sind weg. Die Gestapo hat gesagt, sie kommt wieder, um alle Sachen von Frau Dora zu holen. Herr Ossip und Herr Alexander lassen Ihnen sagen, Sie sollen in das kleine Café an der Ecke der Marszalkowskastrasse kommen. Dort warten die Herren auf Sie."

Ich wage nicht die Frauen anzuschauen. Ich habe sie aus dem Ghetto herausgeführt, um sie hier in Sicherheit zu bringen. Ich habe sie unterwegs solchen Gefahren ausgesetzt, und jetzt weiss ich keinen Ort zum Übernachten für sie. Wir gehen ins Café.

Ich sehe dort weder Ossip noch Alexander. Ich wende mich an die Frau an der Kasse. Sie fragt nach meinem Namen. "Auf Sie wird schon den ganezn Tag gewartet." Sie führt uns in ein kleines Zimmer. Da sitzen wirklich Ossip und Alexander. Wir fallen uns in die Arme. Ossip weint. "Unsere liebe, liebe Dora haben die Hunde heute geholt. Wir haben alles versucht zu erfahren, wo sie ist. Wir haben uns an einen volksdeutschen Rechtsanwalt gewandt, den wir persönlich kennen. Er war bei der Gestapo. Die hat ihm geraten, er solle die Hände von einer Sowjetstaatsangehörigen lassen, noch dazu einer Jüdin. Der Anwalt hat uns gesagt, er hätte bei der Gestapo den Eindruck erhalten, es stünde sehr schlecht mit Dora. - Zu dem Kummer mit Dora, kommt noch die Sorge um dich. Die ganze Nacht haben wir vor Aufregung nicht geschlafen. Um 6 Uhr früh standen wir schon auf dem Balkon. Von unserem Balkon aus sehen wir die jüdischen Arbeiter, die jeden Morgen aus dem Ghetto in das Gebäude der Sowjetgesandtschaft auf der Poznanskastrasse

se gebracht werden. Wir dachten du kämest mit dieser Gruppe. Um halb sieben hat es geklingelt. Dora ist zur Tür gestürzt. Wir hören deutsche Stimmen. Ein Glück noch, dass Zenia, meine Frau, durch die Küchentür entkommen konnte. Dora wurde gleich für verhaftet erklärt. Sie durchsuchten die ganze Wohnung, wir alle mussten uns legitimieren. Aus Doras Zimmer nahmen sie alle Brief und Photos mit, dann versiegelten sie die Tür zu ihrem Zimmer. Dora wollte einige Sachen mitnehmen. Sie brauche nichts, sagte man ihr, sie würde bald zurück sein. Dora war sehr gefasst. Sie wusste ja, dass sie eines Tages verhaftet werden würde. Wir haben sie immer verstecken wollen. Sie wollte aber nichts davon wissen. Sie war die letzte Sowjetbürgerin in Warschau, die noch auf freiem Fusse war. Sie sagte immer, die Gestapo könnte ihren Mann, der sich in einem Lager in Deutschland befindet, dafür verantwortlich machen, wenn sie sich verstecke. Beim Hinausgehen rief sie uns russisch zu: "Ich komme nicht wieder. Gebt acht auf Felix und seine Freunde!" (Sieben Monate später erfuhr ich auf dem Pawiak, dass die Sowjetbürgerin Dora A. am 27.8.42, also am Tage ihrer Verhaftung, auf dem Gefängnishof erschossen worden ist.)

Wo sollten wir nun hin? Am liebsten wären wir zurück ins Ghetto gegangen. Es gab aber an diesem Tag keine Möglichkeit dazu. Ich telephonierte ein paar Freunde an. Überall die selbe Antwort: "Dich gern, aber noch zwei Personen dazu, das ist ausgeschlossen." Ich hatte die Adresse unseres Dienstmädchens, das 20 Jahre bei meinen Eltern gewesen war. Sie nahm uns auch auf. Sie bewohnte mit ihrem Mann und zwei Kindern eine Mansarde. Ihr Mann war Rikschafahrer und fuhr nur in der Nacht; so war wenigstens sein Platz zum Schlafen frei. Das einzige Bett, das sie hatten, mussten wir hinausstellen, sonst hätten wir alle keinen Platz auf dem Boden gehabt. Hier blieben wir eine Woche. Dann mussten wir weg. Der Hauswächter war aufmerksam geworden. Unsere Wirtin verlangte auch schon nach einigen Tagen so viel Geld fürs Schlafen, dass wir es uns nicht leisten konnten. Ossip und Alexander nahmen uns auf. Bei ihnen blieben wir auch eine Woche. Diese Zeit auf der arischen Seite war so nervenaufreibend, dass wir uns entschlossen, ins Ghetto zurückzugehen. Die Aktion wütete immer noch; wir waren uns im Klaren, was uns im Ghetto erwartete. Trotzdem wollten wir lieber die Gefahren im Ghetto auf uns nehmen, als uns hier in einer feindlichen Umgebung versteckt zu halten.

Jedes Klingeln, jedes Klopfen an der Tür jagte uns allen einen Schrecken ein. Die Atmosphäre in der Wohnung war nicht auszuhalten. Wir waren ja bei wirklichen Freunden, die uns nicht aus materiellen Vorteilen behielten, wie es sonst überall üblich war. Sie haben ihren Kopf riskiert, denn wir waren ja ohne Papiere. Bei der geringsten Kontrolle wären sie mit uns verloren. Sie liessen es uns aber nie fühlen, dass sie die Gefahr etwa ungern auf sich nähmen; ganz im Gegenteil versuchten sie immer uns über all das Unglück zu trösten.

Trotz dieser idealen Einstellung meiner Freunde wollten wir ihre Gastfreundschaft nicht länger missbrauchen. Mit den Papieren hatten wir Pech. Ich hatte durch einen Freund Verbindung mit der polnischen Widerstandsbewegung, die mir die Papiere besorgen sollte. Sie hatte natürlich keine Ahnung, dass wir Juden waren. Falsche Papiere wurden nicht nur für Juden gebraucht, auch für ehemalige Offiziere der polnischen Armee, die sich zu der von den Deutschen angeordneten Registrierung nicht gemeldet hatten. Für sie und ihre Familien besorgte die Organisation kostenlos Papiere auf einen falschen Namen. Diese Papiere waren bedeutend besser, als die, welche sich die Juden kauf-

se gebracht werden. Wir dachten du kämest mit dieser Gruppe. Um halb sieben hat es geknüttet. Dora ist zur Tür gestürzt. Wir hören deutsche Stimmen. Ein Glück noch, dass Zenia, meine Frau, durch die Küchentür entkommen konnte. Dora wurde gleich für verhaftet erklärt. Sie durchsuchten die ganze Wohnung, wir alle mussten uns legitimieren. Aus Doras Zimmer nahmen sie alle Brief und Photos mit, dann versiegelten sie die Tür zu ihrem Zimmer. Dora wollte einige Sachen mitnehmen. Sie brauche nichts, sagte man ihr, sie würde bald zurück sein. Dora war sehr gefasst. Sie wusste ja, dass sie eines Tages verhaftet werden würde. Wir haben sie immer verstecken wollen. Sie wollte aber nichts davon wissen. Sie war die letzte Sowjetbürgerin in Warschau, die noch auf freiem Fusse war. Sie sagte immer, die Gestapo könnte ihren Mann, der sich in einem Lager in Deutschland befindet, dafür verantwortlich machen, wenn sie sich verstecke. Beim Hinausgehen rief sie uns russisch zu: "Ich komme nicht wieder. Gebt acht auf Felix und seine Freunde!" (Sieben Monate später erfuhr ich auf dem Pawiak, dass die Sowjetbürgerin Dora A. am 27.8.42, also am Tage ihrer Verhaftung, auf dem Gefängnishof erschossen worden ist.)

Wo sollten wir nun hin? Am liebsten wären wir zurück ins Ghetto gegangen. Es gab aber an diesem Tag keine Möglichkeit dazu. Ich telefonierte ein paar Freunde an. Überall die selbe Antwort: "Dich gern, aber noch zwei Personen dazu, das ist ausgeschlossen." Ich hatte die Adresse unseres Dienstmädchens, das 20 Jahre bei meinen Eltern gewesen war. Sie nahm uns auch auf. Sie bewohnte mit ihrem Mann und zwei Kindern eine Mansarde. Ihr Mann war Rikschafahrer und fuhr nur in der Nacht; so war wenigstens sein Platz zum Schlafen frei. Das einzige Bett, das sie hatten, mussten wir hinausstellen, sonst hätten wir alle keinen Platz auf dem Boden gehabt. Hier blieben wir eine Woche. Dann mussten wir weg. Der Hauswächter war aufmerksam geworden. Unsere Wirtin verlangte auch schon nach einigen Tagen so viel Geld fürs Schlafen, dass wir es uns nicht leisten konnten. Ossip und Alexander nahmen uns auf. Bei ihnen blieben wir auch eine Woche. Diese Zeit auf der arischen Seite war so nervenaufreibend, dass wir uns entschlossen, ins Ghetto zurückzugehen. Die Aktion wütete immer noch; wir waren uns im Klaren, was uns im Ghetto erwartete. Trotzdem wollten wir lieber die Gefahren im Ghetto auf uns nehmen, als uns hier in einer feindlichen Umgebung versteckt zu halten.

Jedes Klingeln, jedes Klopfen an der Tür jagte uns allen einen Schrecken ein. Die Atmosphäre in der Wohnung war nicht auszuhalten. Wir waren ja bei wirklichen Freunden, die uns nicht aus materiellen Vorteilen behielten, wie es sonst überall üblich war. Sie haben ihren Kopf riskiert, denn wir waren ja ohne Papiere. Bei der geringsten Kontrolle wären sie mit uns verloren. Sie liessen es uns aber nie fühlen, dass sie die Gefahr etwa ungern auf sich nähmen; ganz im Gegenteil versuchten sie immer uns über all das Unglück zu trösten.

Trotz dieser idealen Einstellung meiner Freunde wollten wir ihre Gastfreundschaft nicht länger missbrauchen. Mit den Papieren hatten wir Pech. Ich hatte durch einen Freund Verbindung mit der polnischen Widerstandsbewegung, die mir die Papiere besorgen sollte. Sie hatte natürlich keine Ahnung, dass wir Juden waren. Falsche Papiere wurden nicht nur für Juden gebraucht, auch für ehemalige Offiziere der polnischen Armee, die sich zu der von den Deutschen angeordneten Registrierung nicht gemeldet hatten. Für sie und ihre Familien besorgte die Organisation kostenlos Papiere auf einen falschen Namen. Diese Papiere waren bedeutend besser, als die, welche sich die Juden kauf-

ten, denn sie waren so weit echt, dass sie überall in allen Behörden eingetragen waren. Solche Papiere sollten wir erhalten. Der Verbindungsmann, der uns das besorgen sollte, selbst Offizier, wurde auf der Strasse verhaftet. Trotz aller Bemühungen konnte nie mehr eine Spur von ihm gefunden werden. Wie seine Frau uns erzählte, hatte er viel Material bei sich gehabt. Unsere Photos waren auch dabei gewesen. Die Organisation stellte nun die Ausgabe von Papieren ein. So waren wir gezwungen Kontakt mit Leuten zu suchen, die sich berufsmässig mit Dokumentenangelegenheiten befassten.

Einige Male musste ich zu Sitzungen. Die paar Minuten auf der Strasse waren schrecklich. Man kam sich wie ein gehetztes Tier vor, überall drohte Gefahr. Eiserne Nerven musste man schon haben, in einer Welt von Feinden zu leben. Auf jeder Strasse hing ein grosses, rotes Plakat, das jedem Polen Todesstrafe androhte, der einem Juden irgendwelche Hilfe leisten würde. Ich stand vor einem solchen Plakat und las es, wie ein Mörder, der steckbrieflich verfolgt wird. Hier stand es, dass es Pflicht eines jeden Bürgers sei, mich der Polizei zu übergeben, mich, den internationalen Verbrecher; ich hätte das Unglück über die Menschheit gebracht und müsste der gerechten Strafe zugeführt werden.

Nur weg, so schnell wie möglich, zurück ins Ghetto. Besser dort unter-
zugehen, als hier in dieser verlogenen und vergifteten Umgebung um
Verständnis und Gnade zu bitten. Ja, wir sind Parasiten auf dem Leibe
fremder Völker, wir sind Untermenschen ohne Zivilisation und Kultur,
aber die, die uns, unsere Frauen und Kinder vergasen und verbrennen,
die gehören einem Herrenvolk an, das ist eine Tat der Kultur, die der
Würde und der Tradition, der Ehre und dem Menschlichkeitsgefühl eines
Volkes entspricht, das solche Begriffe für sich in Anspruch nimmt.-

Mit den Kindern konnten wir auch nicht zusammenkommen. Ich besuchte mehrmals den Geistlichen, der sie untergebracht hatte. Er riet mir ab, die Kinder zu sehen. Sie seien als Waisen eingetragen, niemand wisse, dass es jüdische Kinder seien. Sie waren zusammen mit christlichen Kindern, deren Eltern nach Deutschland deportiert waren. Er übergab mir immer Briefe der Kinder. Es ging ihnen gut. Sie sehnten sich aber sehr nach den Eltern und baten flehentlich, sie zurückzunehmen. Sie wussten ganz genau, wie die Situation im Ghetto aussah. Jedes jüdische Kind wusste damals, was Umschlag, Treblinka, arische Seite, falsche Namen bedeuteten.

Der Geistliche wollte auch mir und den Frauen helfen. Leider darf ich den Namen dieser edlen Seele noch nicht angeben. "Welchen Segen, welchen Trost soll ich Ihnen mitgeben", sagte er mir "ich kann Ihnen als Christ vor Scham über soviel Greultaten, die von Christen begangen werden, nicht in die Augen schauen. Gott will das nicht; eines Tages wird sein Zorn all die treffen, die jetzt so viel unschuldiges Blut fließen lassen."

Wir wollten Leon nicht allein im Ghetto lassen. Wir hatten uns bei Beginn der Aktion geschworen, zusammenzuhalten, gemeinsam zu sterben oder gemeinsam zu leben. Ich stand mit ihm täglich in Verbindung. Die Nachrichten, die er mir aus dem Ghetto gab, waren katastrophal. Immer noch Aktion, immer noch dasselbe tägliche Kontingent 10.000 Menschen - leben. Längst gab es schon kein Ghetto mehr, nur einzelne Blöcke waren noch bewohnt. Jeder Betrieb hatte eine Anzahl Häuser für seine Arbeiter, alle waren mit einem Bretterzaun umgeben, der vor der SS geschützt sollte. "Wilde" - so hiess die Bevölkerung, die nicht in diesen Blöcken wohnte - gab es fast nicht mehr. Nur ein ganz geringer

Teil hielt sich noch versteckt. So übertrug die SS die Aktion in die Wohnhäuser und Fabriken der deutschen Betriebe. Hier konnten sie noch leicht das Kontingent decken. Um diesen Aktionen in den Betrieben den Schein eines Rechts zu geben, erliessen die Behörden Verordnungen, die das einige Wochen vorher bewilligte Arbeiterkontingent um 50% reduzierten.

Ich möchte hier daran erinnern, dass bei Beginn der Aktion die Arbeiterzahl in den Betrieben bis zu 1000% erhöht wurde, um die Bevölkerung in Sicherheit zu wiegen. Jetzt waren schon 300.000 Menschen ermordet. Die Deutschen hatten etwa 70% der Bevölkerung liquidiert, von den restlichen 30% hatten sie nichts mehr zu befürchten. Trotz all dieser schlimmen Nachrichten entschlossen wir uns zurückzugehen. Ich rief Leon an, ich hätte Zahnschmerzen, ich könnte es nicht mehr länger aushalten, der Zahn müsste sofort gezogen werden, sonst würden gefährliche Komplikationen entstehen. Ich fragte ihn, wann der Arzt mich empfangen könne. Ich erhielt den Bescheid, der Arzt sei noch nicht da, ich solle in einer Stunde wieder anrufen. Eine Stunde später war der Arzt schon da und konnte mich empfangen. In diesem Stil unterhielten wir uns durchs Telephon. Mann musste vorsichtig sein, denn in Warschau werden Gespräche abgehört.

Wir verabschiedeten uns schnell von unseren Freunden, die uns für wahnsinnig hielten, in dieses Ghetto zurückzukehren. An der verabredeten Stelle wartete das kleine Lastauto. Der Chauffeur hatte doch Angst mit uns durch die ganze Stadt zu fahren. Er stieg aus. Ich setzte mich ans Steuer, die Frauen saßen neben mir. Ohne Papiere, ohne Führerschein, ohne Fahrbewilligung, überhaupt ohne jeglichen Ausweis fuhren wir durch die Stadt. Wie es mir später noch manchmal vorgekommen ist, gelangen die verrücktesten und logischerweise von vorn herein aussichtslosen Unternehmungen, während meistens die gut durchdachten und präzise organisierten an irgendwelchen Zufällen scheiterten. So bin ich damals durch das Ghattotor gegenüber vom jüdischen Friedhof so durchgerast, dass die beiden Gendarmen, selbst wenn sie nicht bestochen gewesen wären, nicht die Zeit gehabt hätten von ihren Gewehren Gebrauch zu machen.

WIEDER IM GHETTO

Wie waren wir damals glücklich wieder im Ghetto zu sein! In den paar Stunden, in denen es keine Aktion gab, hatten wir wenigstens Ruhe. Wir trafen nicht mehr die selben Freunde und Bekannten, lauter neue Gesichter. Die alten waren schon nicht mehr am Leben.

Die Aktion wütete immer noch. Jeden Tag wurden Tausende aus den Wohnblöcken herausgeholt. Zweimal habe ich noch die Aktion in unserem Betrieb durchgemacht. Ein Wunder, dass mich die Peitsche nicht traf, jenes Zeichen zum Niederkauern und zum Tod. Schrecklich der Augenblick, als wir zur Fabrik abgeführt wurden und zum letzten Mal die Kameras sahen, die da auf der Erde kauerten und wussten, dass ein paar Stunden später ihre Körper in den Ofen in Treblinka verbrannt sein würden. Einen Tag hatte das Ghetto Ruhe. Der Untersturmführer Brand mit seinem Stab hatte einen Abstecher nach Otwock gemacht, wo sich ein Ghetto mit etwa 10.000 Menschen befand. Dort gaben sich die Deutschen gar nicht die Mühe, die Menschen nach Treblinka zu schaffen; sie liessen alle Juden sich auf dem Marktplatz versammeln und schossen alle nieder. Die Kranken in Birus und die in den anderen privaten Sanatorien wurden in den Betten erschossen.

(Otwock ist bekannt als Kurort für Lungenkranke. Es bestand die Möglichkeit für Lungenkranke im Warschauer Ghetto, in die Heilanstalten nach Otwock überführt zu werden, natürlich vor dem 21. Juli 1942.)

In einem Tag wurde das Otwocker Ghetto liquidiert. Am nächsten Tag ging die Aktion in Warschau weiter.

DIE "SELEKTIONEN"

Etwa am 20. September (das genaue Datum habe ich vergessen) benachrichtigte der Ordnungsdienst alle jüdischen Betriebsleiter: Die gesamte Belegschaft mit Frauen und Kindern hat sich bis 10 Uhr früh auf der Milastrasse, nicht weit vom Umschlagplatz, aufzustellen. Für jeden Betrieb war eine oder mehrere Hausnummern angegeben, je nach der Höhe der Belegschaft. Nahrung ist für zwei Tage mitzunehmen, Jeder, der ausserhalb der Milastrasse angetroffen wird, wird erschossen. Die Wohnungen dürfen nicht geschlossen werden. Genaue Haussuchungen würden durchgeführt und jeder Versteckte gleich erschossen werden.

Für Angehörige des Judenrates und des Ordnungsdienstes gilt die selbe Verordnung. Für sie ist Sammelpunkt Sochaczowskastrasse.

Diese Verordnung rief eine ungeheure Panik hervor. Das war das Ende. 80.000 Menschen gab es an diesem Tag noch im Ghetto. Es bestanden zwei Vermutungen. Entweder locken sie uns alle heraus, um es so leichter zu haben, uns geschlossen auf einem Platz niederzumetzeln - diese Ansicht vertraten fast alle; oder nur ganz wenige, die zur Ausführung der gegebenen Aufträge noch notwendig waren, werden zurück bleiben. Selbst bei dieser optimistischen Annahme war die Mehrzahl verloren.

Wie wir alle den Kopf verloren und überzeugt waren, dass wir nicht zurückkommen würden, dafür ist wohl der beste Beweis, dass niemand die Kinder und die Alten versteckte. Denn jeder sagte sich: was soll aus den zurückgelassenen Kindern, selbst wenn die Deutschen sie nicht finden, werden, falls wir nicht zurückkehren? Erst als wir geschlossen mit den Kindern auf dem Sammelpunkt ankamen und erfuhren, was die Deutschen mit uns vorhatten, sahen wir alle den riesigen Fehler ein. Die Eltern gingen mit den Kindern zusammen in den Tod. Kaum war die erste Selektion eines Betriebes zu Ende, da wussten die 80.000 Menschen, die sich in dem Kessel der Milastrasse befanden, dass 50% zum Tode bestimmt waren, in erster Linie alle die, die Kinder bei sich hatten. ("Kessel" hiess im Volksmund des Blutbad auf der Milastrasse.)

Dieser Kessel war das grausamste, was wir bis dahin erlebt hatten. Der Platz dicht umstellt von SS, Ukrainern und Letten; Flucht voll kommen unmöglich. In die Reihen zur Selektion konnten sich Eltern mit Kindern überhaupt nicht stellen, sie wurden sofort herausgeholt und zum Umschlag geführt. So irrten sie auf dem Platz herum, von dem es keine Flucht gab.

Als die Belegschaft des letzten Betriebes aus dem Kessel herausgeführt worden war, wurde alles, was im Kessel verblieben war, niedergemetzelt.

Technisch wurden die Selektionen folgendermassen durchgeführt: Die Belegschaften aller Betriebe mussten sich in Viererreihen aufstellen. Die SS gab die Zahl des neubestimmten Kontingentes an. Die Höhe der Kontingente war vor der Selektion unbekannt.

Der SS Stab ging an eine Gruppe heran, zählte bis zur festgesetzten Höhe ab. Die Ubriggebliebenen wurden gleich von der SS umzingelt und aus dem Kessel zum Umschlag gebracht, wo sie in die bereitstehenden Waggons geladen wurden. Die Abgezählten dagegen wurden von den deutschen Werkleitern und vom deutschen Werkschutz hinausgeführt. An der Grenze des Kessels gab es noch einmal eine Kontrolle, nochmals wurde abgezählt und dann ging es zurück in die Fabrik.

Am ersten Tag wurden die grossen Betriebe Schulc, Toebens und Heeresunterkunft kontrolliert. Die Lage unserer Belegschaft war an diesem Tag umso schlechter, als unser Leiter nicht anwesend war. Er konnte nicht ins Ghetto reinkommen, denn alle Passierscheine waren für ungültig erklärt worden. Die Umsiedlungskommission gab eine spezielle Bewilligung für die deutschen Betriebsleiter. Unser Leiter hatte sich zu spät in der Eisenstrasse loß gemeldet, der ganze Stab war im "Kessel" beschäftigt. Wenn die SS uns zur Kontrolle aufruft, dann sind wir alle verloren. Die SS wird doch nicht mit Juden sprechen, die lässt uns alle gleich verladen.

Bis zum Abend waren fast alle Betriebe kontrolliert; nur einige kleinere blieben für den nächsten Tag. Dabei waren 25.000 Menschen in die Fabriken zurückgeführt worden. Wir rechneten uns aus, dass für den nächsten Tag etwa 5000 Menschen hier entkommen würden; alle anderen mussten in die Gaskammern von Treblinka kommen. Verzweifelt sassen wir bei strömendem Regen die ganze Nacht auf den Trümmern der Milastrasse. Man suchte sich Verstecke, manche versuchten zu fliehen.

Die Posten waren so dicht nebeneinander, die Grenzen mit Reflektoren taghell erleuchtet, die SS schoss die ganze Nacht durch, Flucht war unmöglich. Für Eltern mit Kindern gab es keinen Ausweg. Mütter brachten ihre Kinder um und begingen dann Selbstmord.

(Das wird mir heute niemand glauben wollen. Viele mir bekannte Mütter vergifteten ihre Kinder, um ihnen den grausamen Tod in den Gaskammern zu ersparen.)

In dieser Nacht wurden Tausende von der SS niedergemetzelt. Am nächsten Morgen führte die SS die Selektionen weiter durch. Die Kontingente waren sehr gering. Nur kleine Gruppen von 3-400 Mann wurden zurückgebracht. Wir warteten verzweifelt auf unseren Leiter. Endlich um 11 Uhr kam er an. Wir stellten uns schnell auf, 1200 Mann, 300 Reihen zu je vier.

Die SS änderte bei jeder Kontrolle die Art des Abzählens. Einmal begannen sie von der ersten Reihe, bei der folgenden Kontrolle zählten sie von der letzten Reihe, dann wieder griffen sie das Kontingent aus der Mitte heraus, sodass man nie wissen konnte, wo es mehr Chancen für eine Rettung gab. Bei unserem Betrieb zählten sie erst alle Reihen ab, dann trennten sie die letzten 120 Reihen, ich war in dieser Gruppe, liessen uns "kehrt" machen und führten uns ab. Wir waren überzeugt es gehe zur Verladung. Erst als uns der Direktor nachlief, bezogen wir, dass die 700 Kameraden, die vor uns standen, verloren waren. Unsere Gruppe war die letzte, die aus dem Kessel herauskam. Am Nachmittag hörte man die wilde Schiesserei im Kessel. Die Liquidation begann. Zwei Tage hat sie gedauert und hat 40.000 Menschen das Leben gekostet.

Neben diesem grossen Kessel auf der Milastrasse, gab es noch den kleinen auf der Sochaczewskastrasse. Hier spielte sich die Tragödie des Judenrates und des Ordnungsdienstes ab. Der Chef des Judenreferates,

Untersturmführer Brand, übergab dem Leiter des Ordnungsdienstes 400 Nummern zur Verteilung. 2000 Ordnungsmänner waren angetreten, nur 400 blieben am Leben, alle anderen ereilte das selbe Los wie die übrigen Juden. Dem Judenrat erging es genau so. Ich kenne nicht genau die Zahl der bewilligten Nummern, sie war aber noch niedriger, als beim Ordnungsdienst.

Es ist heute unbegreiflich, warum die Deutschen damals in dem Kessel, wo sie uns doch alle beisammen hatten, nicht alle ermordet haben. Es wäre doch eine Kleinigkeit für sie gewesen. Wozu haben sie die 40.000 Menschen übrig gelassen, da sie doch ein paar Monate später auch umgebracht werden sollten? Dass dieser "Fehler" viel SS Blut kosten würde, das ahnten die Herren vom Einsatz Reinhard nicht, als sie sich diese gehetzten, gefolterten und wehrlosen 40.000 Menschen ansahen, die sie aus dem Kessel herausführten. Mit der Liquidation des Kessels war die Aktion in Warschau offiziell beendet.

GESTAPO - TYPEN

Das Vernichtungskommando Einsatz Reinhard Lublin verliess Warschau. Das Ghetto wurde wieder von der Warschauer Gestapo übernommen. Chef des Judenreferates war der Schrecken des Ghettos, der Untersturmführer Brand, sein Vertreter, der Oberscharführer Mende.

Sie bezogen das selbe Gebäude, das vom Einsatz Reinhard als Sitz der Umsiedlungskommission benutzt worden war. Dieses Gebäude, Eisenstrasse 103, wurde nun in die "Befehlsstelle" umbenannt.

Von hier aus terrorisierten sie die letzten 40.000 Juden sechs Monate lang in der gemeinsten und niederträchtigsten Weise. Ihr Zynismus, ihre Lügen waren brutaler als alle blutigen Ausschreitungen.

Schon ein paar Tage nach der Liquidation des Kessels leistete sich die Befehlsstelle ein Glanzstück an Gemeinheit. Herr Untersturmführer Brand konnte es nicht vertragen, dass die Juden an ihrem heiligsten Fest, Yom Kipur, für ihre Toten beten wollten. Er gab den deutschen Betriebsleitern bekannt, er hätte genaue Angaben dafür, dass die Zahl der Menschen, die noch in den Wohnblöcken der Firmen wohnen, das von der SS bestimmte Kontingent überschreite. Er erteilte ihnen daher, unter Androhung der persönlichen Verantwortung der deutschen Leiter, der Auflösung des Betriebes und der Deportation der gesamten Belegschaft, den Befehl, das überschüssige Kontingent auf dem Umschlagplatz abzuliefern. Er gab den ausdrücklichen Befehl, dass diese Aktion durch den jüdischen Werkschutz der Betriebe durchzuführen sei. Herr Brand durfte auf diesen Einfall seines sadistischen Gehirnes stolz sein. Morden, das war für ihn und seine Gesellen zu wenig, sie wollten noch ihr Vergnügen dabei haben, zusehen, wie ein Jude den anderen umbringt.

Dieser Fall am Yom Kipur blieb nicht vereinzelt. Es kam sehr oft vor, dass die SS einen Juden zwang, einen andern zu binden und ihn aufzuhängen, oder ihm mit einem Beil den Kopf abzuschlagen.

Diese wie Greulmärchen klingende Berichte waren für die Juden im Ghetto zu normalen Ereignissen geworden. Im Ghetto wunderte man sich über nichts mehr. Man war schon an alle Extravaganzen der SS-Männer gewöhnt. Herr Unterscharführer Orf, genannt "strzelajacy Orf" (der Schiessende) von der Warschauer Gestapo, eine Persönlichkeit, die jedes Kind im Ghetto kannte, hatte folgende Lieblingsbeschäftigung:

Er hatte Dienst beim Ausgangstor des Ghettos an der Kreuzung der Leszno- und Eisenstrasse, durch das täglich ein paar Tausend jüdische Arbeiter in geschlossenen Gruppen von deutschen Soldaten zur Arbeit auf der arischen Seite geführt wurden. Orf holte sich aus einer Gruppe einen Arbeiter heraus, brüllte ihn an, endlich hätte er ihn gefunden und knallte ihn ab. Dann besah er sich das Gesicht der Leiche. "Verdammt," rief er aus, "das war der falsche, den habe ich gar nicht gemeint!" machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und damit war der Fall erledigt. Ein paar Minuten später kam eine andere Gruppe vorbei. Wieder rief er einen Juden heraus, wieder die selbe zynische Prozedur. Wiederum war es nicht der, den er suchte. So knallte er während seines 4 stündigen Dienstes ein Dutzend Männer ab und nie hat man erfahren, wen er eigentlich suchte, er wusste es auch selbst nicht. Dabei war Orf nicht beim Judenreferat angestellt, er gehörte zur Auslandspolizei des Warschauer SD und wurde oft als besonderer Spez zur Aktion ins Ghetto ausgeborgt. Im Zivilberuf war er Friseur und stammte aus Thüringen.

Weitere bekannte Persönlichkeiten waren Oberscharführer Trockenmeyer und Oberscharführer Becker, zwei unzertrennliche Freunde, beide von der Befehlsstelle Eisenstrasse loß. Während der erste wie ein Verbrecher aussah, stellte Becker den Typ eines blonden Sportsmannes dar, ein 100%er Germane mit hellblauen Augen. Er machte den Eindruck eines wohlherzogenen Studenten aus gut bürgerlichem Hause. Einmal führte er eine Selektion in unserem Betriebe durch. Mit Eleganz, mit einem Lächeln auf den Lippen knallte er seine Opfer ab. Er erwischte die Frau meines Freundes, wie sie gerade ihr Töchterchen verstecken wollte. Er führte sie aus dem Keller in den Hof, um sie zu erschiessen. Er sah die junge, bildschöne Frau und das weinende Kind an. Für eine Sekunde war er Mensch geworden. Er steckte den Revolver wieder in die Tasche.

Diese beiden Freunde hatten folgende Gewohnheit. Man erzählte sich im Ghetto, sie könnten frühmorgens nicht frühstücken, wenn sie sich nicht vorher im Ghetto richtig amüsiert hätten. Während der Arbeitszeit waren die Strassen menschenleer. Es bestand Todesstrafe für jeden, der angetroffen wurde. Nun gab es aber Passierscheine. Jeder Betrieb hatte einige Scheine zur Verfügung. Sie wurden Arbeitern ausgestellt, die dienstlich für ihren Betrieb etwas zu erledigen hatten. Die beiden Freunde, die auf einer Rikscha im Ghetto spazieren fuhren, hielten jeden Passanten an. Sie prüften den Passierschein und gaben ihn auch zurück. Dann warfen sie dem Juden als Belohnung ein Goldstück hin und befahlen ihm es aufzuheben. Wenn der Arbeiter sich bückte um ihren Befehl auszuführen, jagten sie ihm eine Kugel durch den Kopf. "Siehst Du, riefen sie dem jüdischen Rikschafahrer zu, so tut das gar nicht weh!" Eine ganz harmlose Art, sich ein wenig zu amüsieren.

Der Chef der Befehlsstelle, Untersturmführer Brand, ein kleiner, untersetzter Mann, er sah aus wie ein strenger Volksschullehrer, hatte auch seine spezifischen Gewohnheiten. Er liess sich das Vergnügen nicht nehmen, alle die Juden, die mit ihm in irgendwelcher Verbindung standen, höchstpersönlich ins Jenseits zu befördern. Er war aber immer noch menschlich genug, seine Opfer vorher zu einer Autofahrt einzuladen. So tat er es mit seinem Friseur Ernst, einer bekannten Persönlichkeit in der Befehlsstelle, der oft bei Brand etwas zu erledigen hatte. Auch bei seinem Schneider, der ihm ein paar Anzüge angefertigt hatte und bei seinem Kürschner, der die Pelzmäntel für Brands Frau hatte und bei seinem Kirschnier, der die Pelzmäntel für Brands Frau nähte, bedankte er sich in seiner gewohnten Art. Er brachte sie in seinem Auto gleich auf den jüdischen Friedhof und erschoss ihn selbst.

Uebrigens hatte Brand noch eine Achillesferse. Blonde Jüdinnen machten ihn bei einer Selektion wild. Er zerrte sie alle aus den Reihen an den Haaren heraus und liess sie gleich umbringen. Sie sahen ihm zu germanisch aus.

Das "As" vom Einsatz Reinhard war der Unterscharführer Hantke. Seine Selektionen zeichneten sich durch einen Rekord an Blut aus. Mit seiner langen Peitsche und einer Maschinenpistole stillte er täglich seinen Blutdurst an Hunderten von Menschen. Er verlangte auch von den Ukrainern und Junaken, die mit ihm arbeiteten, besondere Brutalität. Überlebende der von ihm geführten Selektionen hatten im Ghetto Seltenheitswert. Hantka war auch Kommandant des Umschlagplatzes. Im Kreis Lublin unterstanden ihm die Exekutionslager Lublin und Majdanek.

Chef der Warschauer Gestapo war im Juli, August, September 1942 der SS-Gruppenführer von Sammern. Man erzählte sich von ihm, dass er mit seiner Familie seinen Urlaub in Treblinka verbringt, wo er seiner Frau und seinen Kindern das Vergnügen machte, durch die kleinen Fenster der Gaskammern sich den Todeskampf der Juden anzusehen.

Mit der Aktion am Yom Kipur, bei der die Juden selbst 4000 Menschen für die Gaskammern stellen mussten, war die Umsiedlung offiziell beendet.

AKTIONSPAUSE

Die folgenden zwei Monate waren "ruhig". Die "Werterfassung" erhöhte die Zahl der Arbeiter auf 3000. In den Lagern stapelten sie ungeheure Werte auf. Das Hab und Gut der halben Million Warschauer Juden.

Maschinen, grosse Mengen von Leder, Textilien, Wolle, Metalle, Papier, die verschiedensten Rohstoffe wurden nach Deutschland abtransportiert. Alle SS-Männer die bei der Werterfassung angestellt waren, hatten sich Millionenvermögen angeeignet. Der Reichsführer Heinrich Himmler musste selbst dagegen einschreiten. Er erschien mit grossem Gefolge im November 1942 im Ghetto. Besondere Vorsichtsmassregeln waren getroffen. SS-Patrouillen kreisten in den Strassen. Alle Passierscheine waren für ungültig erklärt worden. Himmler verweilte zwei Stunden im Gebäude Niskastrasse 20, dem Sitz der Werterfassung. Er machte seine Leute darauf aufmerksam, dass das jüdische Gut, deutsches Volkseigentum sei, an dem sich keiner für private Zwecke vergreifen dürfe. Seine Intervention hat nicht viel genützt. Es war kein Geheimnis, dass ganze Lastautos mit Waren, die zum Transport nach Deutschland bestimmt waren, auf der arischen Seite an Geschäftsleute verkauft wurden.

Die etwa 50.000 Überlebenden der Umsiedlung waren folgendermassen untergebracht: das frühere kleine Ghetto wurde der arischen Bevölkerung übergeben. Die Mauern wurden abgerissen und neue Mauern wurden um einen Häuserblock auf der Prostastrasse aufgerichtet. Dieser Häuserblock gehörte der Firma Walter Toebe. Hier waren etwa 6-7000 Menschen untergebracht. Im grossen Ghetto blieben die alten Grenzmauern. Innerhalb dieser wurden neue Mauern um Häuserkomplexe aufgerichtet und zwar: mitten durch die Lesznostrasse von der Eisenstrasse an bis zur Kreuzung der Leszno- und Karmelickastrasse; die Mauer bog in die Karmelickastrasse ein bis zur Kreuzung der Karmelicka- und Nowolipie - strasse, von da bis zur Kreuzung der Nowolipie- und Smoczastrasse, die Smoczastrasse entlang bis zur Nowolipiestrasse wo sich das Einfahrtstor zur Firma Schule befand. In dieser Insel waren die Betriebe von Walter Toebe und Schule untergebracht. In diesen zwei Fabriken

arbeiteten 12.000 Menschen.

Die dritte neue Mauer umfasste den Block der "Heeresunterkunft" d.i. die Swietojskastr. und drei Häuser der Bonifraterskastrasse. Hier arbeiteten 6000 Menschen. Ausserdem waren die Betriebe von Röhrich mit etwa 1000, Oschman mit ca. 1000 und Hoffmann mit ca. 1000 Menschen, mit Mauern umfasst.

Zwischen diesen Inseln und dem ebenfalls durch eine neue Mauer abgegrenzten Ghetto lagen ganze Strassenzüge unbewohnter Häuser. Das Ghetto begann mit der neuen Mauer, die von der Smoczastrasse bis zur Bonifraterskastrasse quer durch die Gesiastrasse gezogen war. Das war die Südgrenze. Die Nordgrenze blieb die alte bei der Szczesliwastrasse. In diesem Viereck war die Zamenhofa- die Hauptstrasse. Innerhalb dieser Mauern wohnten ca. 20.000 Menschen.

Folgende Betriebe gab es in diesem neuen Ghetto: Fa. Brauer, Fa. Oxa-co, Fa. Transaria, Wisniewski und Seriejski.

Es wohnten im Ghetto weiterhin die Belegschaften der Fa. Oschmann, der Fa. Hermann Döring, die jüdischen Arbeiter der Fa. Steyer, der Ostbahn und unzähliger kleinen Werkstätten, die sich auf der arischen Seite befanden. Der Judenrat hatte seinen Wohnblock auf der Zamenhofastrasse, ebenso der Ordnungsdienst. Es gab auch ein paar "wilde" Häuser in diesem Ghetto, das waren Gebäude, die keiner Fabrik gehörten und in denen Menschen wohnten, die in keinem der angeführten Betriebe arbeiteten.

Zwischen dem Ghetto und den abgesonderten Inseln gab es keine Verbindung. Das Ghetto wurde an den beiden Toren an der Nord- und an der Südgrenze von Gendarmerie bewacht. An den Toren bei Schulc, Toebens und Heeresunterkunft hatte auch Gendarmerie Dienst. Ausserdem bewachte die Gendarmerie die Tore der alten Ghettomauern. Man war also damals stets durch doppelte Mauern von der Aussenwelt abgeschlossen. Ein Arbeiter z.B., der bei Schulc arbeitete, konnte einen andren, bei der Heeresunterkunft nicht besuchen. Ich selbst wohnte im Ghetto, ich hatte viele Freunde, die bei Toebens und Schulc arbeiteten. Ich konnte sie nie sehen. Es gab wohl Passierscheine, die von der Befehlsstelle ausgestellt waren und die das Betreten des "früheren jüdischen Wohnviertels" gestatteten (so hiess es wörtlich auf den Passierscheinen). Aber wie ich schon früher angab, es war sehr gefährlich den Wohnblock zu verlassen, denn die beiden Freunde Trockenmeyer und Becker machten das Ghetto unheimlich.

Ich führe das an, um damit auf die ungeheuren Schwierigkeiten hinzuweisen, die beim Organisieren des späteren Widerstandes zu überwinden waren. Diese Schwierigkeiten verhinderten einen koordinierten Widerstand aller Gruppen aus dem Ghetto und den Inseln. Nur während des Kampfes im April 1943 vereinigten sich die Kampfgruppen aus den Inseln mit denen des Ghettos. Im allgemeinen aber verteidigte sich jeder Block für sich.

Während dieser Aktionspause Oktober und November 1942 waren die Ansichten über das Los der Verbliebenen 50.000 Menschen verschieden. Alles sprach eigentlich dafür, dass diesen Menschen keine Gefahr drohe. Das Aufstellen neuer Mauern, die Errichtung neuer Werkstätten durch die Werterfassung um gewissen Rohstoff gleich im Ghetto verarbeiten zu lassen, die neuen Aufträge für lange Liefertermine des Rüstungskommandos, das alles waren Tatsachen, die einen gewissen Optimismus rechtfertigten. Bis die Werterfassung alle Werte des Ghettos erfassen

würde, müsste ein Jahr vergehen; bis dahin ist der Krieg längst vorbei!

So dachten wir fast alle. Der Judenrat selbst propagierte immer gute Nachrichten. Die Umbenennung der Umsiedlungskommission Eisenstrasse 103 in die Befehlsstelle wurde vom Judenrat und vom Ordnungsdienst gross gefeiert. Das schreckliche Wort "Umsiedlung" war nun verschwunden. Als dazu noch der Judenrat von der Befehlsstelle den Auftrag erhielt, die Bevölkerung zu registrieren, Schulen für Kinder einzurichten und überhaupt die normale Tätigkeit wie vor dem 21. Juli 1942 wieder aufzunehmen, da waren fast alle überzeugt, dass die Deutschen uns leben lassen würden. Vor allem aber hofften wir, dass die "Welt" uns retten werde, sobald sie den wahren Sachverhalt erführe. Wir sprachen damals darüber, wie leicht es doch für die Demokratien wäre, uns am Leben zu erhalten. Millionen deutscher Staatsangehöriger bewohnten doch die westliche Hemisphäre. Durch Androhung von Repressalien gegenüber diesen deutschen Bürgern würden die Regierungen der Vereinigten Staaten und Grossbritanniens dieser Ausrottung des europäischen Judentums ein Ende setzen können. Ja, wir waren damals sehr naiv. Wir glaubten wirklich, die Hilfe würde kommen. Ich bin nun froh, dass die Millionen, die ermordet wurden, mit dem Glauben an eine bessere Menschheit in den Tod gegangen sind.

Die Stimmung hatte sich so gebessert, dass wir uns entschlossen, die Kinder wieder ins Ghetto zu bringen. Wir sehnten uns schrecklich nach ihnen, wir wussten ja auch, wie schwer es die Kinder in der neuen, fremden Umgebung hatten.

Ich kletterte um 5 Uhr früh über die Mauer, holte den Geistlichen aus dem Bett und bat ihn, mir die Kinder zu bringen. Wie hat mich der gute, alte Mann angefleht, ich sollte ihm die Kinder lassen! Wie könnte ich es verantworten sie wieder in diese Hölle zu führen. "Glauben Sie den Deutschen kein Wort, sagte er mir, wenn die Euch zur Genüge ausgenutzt haben, schicken sie Euch dorthin, wo die 400.000 sind." Leider habe ich seinem Rat nicht gefolgt. Ich bestand darauf die Kinder mitzunehmen. Die Eltern wollten es unbedingt so. Der Geistliche ging selbst ins Waisenhaus und brachte die Kinder. Mit Tränen in den Augen verabschiedete er sich von ihnen. "Sollten Sie mich brauchen, sagte er mir zum Abschied, dann kommen Sie gleich zu mir. Die Kinder und Sie will ich immer unterbringen." Ein grosses Herz, dieser Doktor der Theologie. Leider darf ich seinen Namen noch nicht bekanntgeben. Ihn konnte keine Gefahr von seiner Pflicht als Christ abbringen. Leider gehörte er zu den wenigen Ausnahmen.

Ich liess die Kinder hinter mir gehen; Kinder waren der Gefahr der Denuntiation nicht so ausgesetzt wie Erwachsene. Ich brachte ihnen bei, sofort ins Waisenhaus zurückzugehen, sollte ich angehalten werden. Als wir uns der verabredeten Stelle an der Mauer näherten, hielt schon Leon mit einem Schmuggler Ausschau nach uns. Sie gaben uns die vereinbarten Zeichen. Der Kopf des Schmugglers blitzte über der Mauer auf. Er warf schnell eine Leiter herüber, sprang selbst von der Mauer, fasste ein Kind unter den Arm, ich das andere, die Leiter hinauf, die Kinder in die Arme der Eltern herabzulassen, das alles war das Werk von ein paar Sekunden.

Ich möchte bei diesen Berichten ja nicht den Eindruck aufkommen lassen, ich hätte mich durch irgendwelche besondere Taten ausgezeichnet. Das stimmt nicht. Es gehörte wohl unter normalen Bedingungen viel Mut und Idealismus dazu, das Leben für einen andern Menschen einzusetzen. In den Verhältnissen aber, in denen wir damals lebten, gehörten solche

Dinge zu den Alltäglichkeiten. Es gab keinen jungen Menschen im Ghetto, der sich nicht Gefahren aussetzen wollte, wenn er nur irgendwie helfen konnte. Was konnte schon passieren? nur eine Kugel in den Kopf. Ein Menschenleben, das war sehr billig im Ghetto. Wie oft riss ich die Judenbinde ab, sprang über die Mauer, trieb mich tagelang auf der arischen Seite herum, sei es um Wohnung für die Frauen zu suchen, Kinder unterzubringen oder Waffen und Munition zu kaufen. Wie ein gehetztes Tier sprang ich von der Strassenbahn in eine Pferdedroschke, dann auf eine Rikscha, dann wieder in eine Strassenbahn, immer hatte ich den Eindruck ich würde verfolgt. Zufällig bin ich kein semitischer Typ. Es wäre einem Deutschen oder Polen nie eingefallen, mich als Juden zu verdächtigen. Ich hatte bloss Angst vor Bekannten. Wieviele Juden waren nicht vorsichtig genug und haben ihren Leichtsinn und Vertrauen zu polnischen Bekannten mit dem Leben bezahlt! Auf der arischen Seite als Jude angehalten zu werden, war sicherer Tod.

DIE HALTUNG DER POLEN

Den Kreisen, die die wahre Einstellung der polnischen Bevölkerung gegenüber den versteckten Juden wissen wollen, muss ich leider sehr unangenehme Dinge berichten.

Die Juden hatten alle arische Papiere und meldeten sich vorschriftsmässig polizeilich an. Der polnische Wohnungsbesitzer wurde nie verantwortlich gemacht, wenn sich sein Untermieter als Jude erwies. Trotzdem verlangten sie ungeheure Preise für ein Zimmer und für Unterhalt. Alle die Schauergeschichten von Repressalien gegenüber Polen für die den Juden geleistete Hilfe waren erlogen und dienten nur dazu die Preise für die Aufnahme von Juden hochzutreiben.

So zahlte ich meiner alten Hausangestellten die 20 Jahre bei meinen Eltern angestellt war und mir die Hände vor Freude küsste, als sie mich zum ersten Mal während des Krieges sah, eine Summe, die für ihren und ihrer Kinder Unterhalt genügte. Aber schon nach wenigen Tagen wurde sie "aufgeklärt" und verlangte täglich für drei Personen 900 zł. Die monatliche Miete ihrer Mansarde betrug 45 zł. Die effektiven Kosten für drei Personen betrugen auf der arischen Seite etwa 120 täglich.

Natürlich konnten wir solche Summen nicht zahlen und waren gezwungen, die Mansarde zu verlassen. So ging es allen Juden im arischen Wohnviertel. Dies war auch den Deutschen bekannt. Der Chef der Befehlsstelle, Untersturmführer Brand, sagte immer, die Juden sollten nur ruhig zu den Polen gehen: die halten sie ja doch nur, bis sie ihnen alles Geld abgenommen haben, dann zeigen sie sie an. Die Juden werden schnell ins Ghetto zurückkommen. Dieser Brand hatte recht. Sobald es im Ghetto nur ein paar Tage ruhig war, kehrten viele zurück. Ein Glanzstück hat sich derselbe Brand mit der Amnestie geleistet, die er für all die, die sich drüben versteckt hielten, erliess. Er gab einen Termin an, bis zu welchem die Versteckten straflos ins Ghetto zurückkommen konnten. Es ist wohl der beste Beweis für die Qualen, die man drüben ausstehen musste, dass die Juden massenweise zurückkamen. Ich selbst war immer glücklich, wenn ich den Ghettoboden wieder betrat. Lieber hier untergehen, als drüben gehetzt werden und um Gnade betteln. Ich erinnere mich an ein charakteristisches Erlebnis. Im September 1942, als die Vernichtungsaktion ihren Höhepunkt erreichte, wurde Warschau mehrmals von den Russen bombardiert. Ich befand mich damals bei meinen

Freunden auf der Hozastrasse, in einem vornehmen Viertel Warschaus. Wir wohnten im fünften Stockwerk. Die Nerven unserer Frauen waren sehr schwach. Sie wollten während der Angriffe unbedingt in den Luftschutzkeller. Ich machte sie darauf aufmerksam, dies sei gefährlich; wir würden als Fremde auffallen. Meine Einwände blieben erfolglos. Wir gingen hinunter. Der Keller war voll, natürlich schimpften alle auf die Russen. Eine ältere Dame sagte; an all dem Unglück seien doch die Juden schuld; die haben den Krieg gewollt. Jetzt haben sie die Russen zur Hilfe gerufen, die nun ihre Bomben auf das arische Viertel werfen. Im Ghetto werfen diese Bolschewisten keine einzige Bombe ab. Nein, wir haben uns nicht verhöhrt. So unterhielten sich die Polen über das Ghetto, aus dem täglich 10.000 Menschen in den Tod geführt wurden.

Wie soll man sich da noch beherrschen, diesen Leuten die ganze Wahrheit ins Gesicht zu sagen? Sind alle dem nationalsozialistischen Wahn verfallen? Diese Polen hier im Luftschutzkeller fallen noch über die Juden her. Sie selbst haben ihr Vaterland, ihre Freiheit verloren, ihnen ist alles von den Deutschen geraubt worden, sie werden von ihnen gedemütigt und gefoltert. Polnische Soldaten kämpfen heldenmütig auf allen Schlachtfeldern Europas gegen Deutschland. Trotz all dem nehmen die Polen willig die Hetzreden gegen die Juden auf und beschmutzen ihre Ehre, Menschlichkeit und Religion mit billiger, gemeiner Goebbelscher Propaganda. Es hat wohl seine besonderen Gründe, dass sich Hitler die polnische Erde zum Friedhof des europäischen Judentums ausgesucht hat.

Ich würde mir nie erlauben, solch schwere Beschuldigungen nur auf Grund persönlicher Erfahrungen auszusprechen. Es ist aber eine Tatsache, die sich durch nichts widerlegen lässt, dass Tausende auf Grund der Denuntiationen der polnischen Bevölkerung ihr Leben verloren haben. Wenn das Verhalten der Polen nicht freundlich, nur neutral gewesen wäre, hätten sich in einer Millionenstadt wie Warschau Tausende retten können.

Nach dem Krieg werden gewisse polnische Kreise versuchen, diese Verbrechen auf dunkle Existenzen zu schieben, die aus materiellen Vorteilen den neuen Beruf eines Anklägers ausübten. Gegen die erhebe ich keine Anklage. Solche Menschen gibt es bei allen Völkern.

In Polen stammten die Denuntianten aus allen Schichten vom Hauswächter bis zum Hausbesitzer, vom Droschkenkutscher bis zum Rechtsanwalt und Universitätsprofessor. Ich kenne Fälle, dass Ärzte sich weigerten, Patienten zu operieren, bei denen die Beschneidung jüdischen Ursprung verriet. Der Sohn unseres deutschen Betriebsleiters, der als Dolmetscher bei der Gestapo in Warschau angestellt war, erzählte, dass sich bei ihm täglich Polen dienstlich meldeten, um Juden anzuzeigen. "Sie hätten gestaunt, sagte er, was da für Leute gekommen sind."

Eine prinzipielle Ausnahme bildeten die Geistlichen, die viel geholfen haben, vor allem für Kinder.

Die Monate Oktober, November verliefen ohne jedes, besonderes Ereignis. Die Morde die in diesen zwei ruhigen Monaten allein von einem einzigen Oberscharführer Trockenmeyer begangen wurden, hätten in normalen Zeiten vor dem Kriege, die Spalten der gesamten Weltpresse gefüllt. Ein Prozess gegen einen solchen Verbrecher hätte Reporter aus allen Ländern herangelockt. Den Berichterstattem hätte

sich eine fabelhafte Gelegenheit geboten, selbst bei den sensationslustigsten Lesern mit den stärksten Nerven eine Gänsehaut des Schauers hervorzurufen. Die berühmtesten Kapazitäten der Medizin würden sich mit dem Gehirn eines solchen Mannes befasst haben und hätten die erschrockene Menschheit beruhigen müssen, dass eine solche Abnormalität einen ausserst seltenen Fall in der Medizin darstelle.

Dieser Trockenmeyer ist nicht weltbekannt geworden. Er hatte Pech, die Zeit und Objekte waren schlecht gewählt. Was geht es schon heute die abgestumpfte Menschheit an, wenn da in Warschau ein SS-Mann die Gewohnheit hat, jeden Tag während einer Spazierfahrt ein Dutzend Juden zu ermorden? Trockenmeyers Ehrgeiz, berühmt zu werden, ist doch zum Teil gestillt worden. Zu einer Ghettoberühmtheit hat er es gebracht.

NEUE AKTION

Aus dieser Ruhe riss uns Ende November, vollkommen unerwartet, eine Überraschung. An einem ganz gewöhnlichen Tage, ohne, dass die Mauern umstellt, ohne, dass verschärfte Massnahmen festgesetzt worden waren, marschierten ganz friedlich etwa 50 SS-Ukrainer unter Führung einiger SS-Offiziere in den Betrieb der Fa. Schulc.

Der Obersturmführer Michelson war höchstpersönlich aus Lublin gekommen und leitete als Chef des Einsatz Reinhardt diese Aktion. Er erklärte dem deutschen Leiter der Fa. Schulc, er brauche 300 Schneider für eine Fabrik in Lublin. Er liess die Belegschaft antreten und suchte sich die 300 Männer aus. Diese Auserwählten wurden gleich zum Umschlag gebracht. Ich sah den Zug durchs Ghetto marschieren. Die Männer waren in ihren Arbeitskitteln, sie durften nicht einmal nach Hause um etwas Kleidung mitzunehmen. Es waren auch Frauen und Kinder darunter. Herr Michelson hatte nämlich erlaubt, dass die Frauen und Kinder dieser Schneider, wenn die Männer es wünschten, mitfahren durften. Der Zynismus dieses Michelson ging so weit, dass er sogar für jeden Schneider eine Nähmaschine aus dem Bestand der Fa. Schulc verladen liess.

Nach Verladung dieser Partie änderte er seine Taktik. Er gab einfach dem Chef der Befehlsstelle, Untersturmführer Brand, den Befehl, einen Transport von 1200 Männern zur Verfügung zu stellen. Dieser Brand machte es sich sehr bequem. Er teilte diese Zahl unter alle Betriebe auf. Er gab jedem Betriebsleiter telefonisch Befehl, das festgesetzte Kontingent zum Umschlagplatz zu bringen.

Wir besaßen in unserem Betrieb eine geheime Telephonleitung, die wir angelegt hatten, um Gespräche, die mit dem Büro geführt wurden, abhören zu können. Wie gut diese Idee gewesen war, zeigte sich an diesem heissen Tage. Ich kann nicht behaupten, dass im November unser Block schon organisiert war, doch bestand bei uns Jungen schon damals der Beschluss uns den Verordnungen der Betriebsleitung nicht zu unterwerfen und die Belegschaft über alles, was wir auskundschaften konnten, auf dem Laufenden zu halten.

An diesem Morgen sassen wir, ein paar junge Männer, am Apparat und schalteten uns in jedes Gespräch ein. So hörten wir den Befehl, den Brand unserem Direktor erteilte.

Bis 3 Uhr gab er ihm Zeit, 100 Menschen, d.h. 20% der Belegschaft, gegen Quittung auf dem Umschlag abzuliefern. Wir liefen gleich in

die Fabrik, gaben dem Arbeiterrat das abgehörte Gespräch bekannt. Es war klar, die Arbeiter mussten aus der Fabrik heraus. Es musste so durchgeführt werden, dass der Direktor keinen Verdacht schöpfte. Es musste versucht werden, ihn aus der Fabrik zu locken. Wir gingen von dem richtigen Standpunkt aus, dass der Direktor den jüdischen Leitern den Befehl der Befehlsstelle bekanntgeben würde. Er musste sich doch mit ihnen beraten, wie diese Selektion durchzuführen sei.

An diesem Tage arbeiteten nur 300 Mann in der Fabrik, die übrigen saßen zu Hause, denn es gab wenig zu tun. Die, die in den Wohnungen geblieben waren, erhielten gleich den Auftrag, sich zu verstecken. Der Direktor, dem es sehr peinlich war, 100 Menschen für den Tod zu bestimmen, zog wirklich die jüdischen Leiter zu Rate. Diese hatten schon entsprechende Anweisungen vom Arbeiterrat erhalten, den Direktor zu veranlassen, bei der Befehlsstelle die Herabsetzung des Kontingentes zu erwirken mit der Begründung, dass der faktische Bestand 300 Mann und nicht 500 sei, also 20% nur 60 Menschen ausmachten. Der Direktor liess sich nicht lange bitten, er fuhr zur Befehlsstelle. Kaum war er weg, soklärte der Rat die Arbeiter über alles auf und rief sie zum Verlassen der Fabrik auf. Merkwürdig, nicht alle wollten die Fabrik verlassen. Etwa 40 Mann blieben zurück, sie gaben an, sie hätten keine Verstecke, sie fühlten sich in der Fabrik sicherer, im übrigen seien sie so resigniert, dass ihnen schon alles gleichgültig sei.

Nach einer halben Stunde kam der Direktor zurück. Er brachte die "freudige" Nachricht, Brand sei mit 60 Menschen zufrieden. Er forderte, dass die Belegschaft antreten solle. Zum ersten Mal sah ich ihn in Wut, als er sah, dass die Arbeiter wegwaren. Er fluchte auf die jüdischen Leiter. Er wollte gleich die Befehlsstelle anrufen, dass hier Sabotage getrieben würde. Er wollte die SS herbeirufen, um Ordnung zu schaffen. Er war doch in manchen Momenten Deutscher, drohte mit SS und Treblinka für die ganze Belegschaft. Dieser Krach bewegte sogar die letzten 40 Mann, die Fabrik zu verlassen. Wütend sah der Direktor zu, wie die letzten Arbeiter hinausliefen.

Wir sahen natürlich ein, dass ein solches Verhalten ein grosses Unglück für alle herbeiführen konnte. Der Direktor musste unbedingt beschwichtigt werden. Eine Delegation begab sich zu ihm ins Büro, machte ihm klar, dass keiner zum Henker eines anderen werden wolle. Er solle uns Zeit bis morgen früh geben. Die Arbeiter würden sich am Abend versammeln und selbst über ihr Leben bestimmen. Es war ein paar Minuten vor drei. Wir sahen die Züge aus allen Betrieben vorbeimarschieren. Überall hatte die SS einschreiten müssen. Abends erfuhren wir, dass dies Einschreiten sehr blutig gewesen war. Es gab in jedem Betrieb Tote. Um 3 Uhr fuhr der Direktor zur Befehlsstelle. Nach einigen Minuten kehrte er mit rotem Kopf zurück. Er gab dem jüdischen Leiter den Inhalt des Gespräches mit Brand bekannt. Es war gar kein Gespräch gewesen. Brand hatte getobt. Er mache den Direktor persönlich für alles verantwortlich, wenn er bis morgen früh die Quittungen über 60 Menschen nicht vorlege, würde er verhaftet werden und die SS gegen den ganzen Wohnblock einschreiten. Es sei nun Pflicht der jüdischen Leiter, dieses Unglück zu verhüten. Sie müssten die Belegschaft bewegen, zur Arbeit zu kommen, um die Selektion von 60 Mann zu ermöglichen.

Eigentlich hatte sich der Direktor doch anständig benommen. Er hätte die Schulden jüdischen Leitern zuschieben können, er hat sie aber nicht angezeigt.

Abends fand die Versammlung statt. Es wurde beschlossen, auf keinen

Fall die Belegschaft aufzufordern, die Arbeit wieder aufzunehmen. Im Gegenteil, falls der fantastische Plan, der bei dieser Versammlung gefasst wurde, nicht gelänge, sollte die Arbeiterschaft, die über gute Verstecke verfügte, in den Block eines anderen Betriebes überführt werden.

In unserem Block waren wir auf eine Aktion der SS gefasst. Der vorgeschlagene Plan war folgender: da die Menschen, die im Laufe des Tages zum Umschlagplatz abgestellt worden waren, noch nicht verladen wurden, und der Transport erst morgen abgehen sollte, könnte die Befehlsstelle nicht kontrollieren, ob unsere 60 Mann auch dabei waren oder nicht. Auf dem Umschlagplatz herrschte immer ein solches Durcheinander, dass eine Kontrolle nicht zu befürchten war. Es musste alles unternommen werden um die Quittungen zu erhalten.

Zwei Kameraden wurden zum jüdischen Kommandanten des Umschlags delegiert, mit dem Auftrag zu erfahren, ob dieser solche Quittungen verschaffen könne. Es wurde eine grosse Summe dafür zur Verfügung gestellt. Nach einer Stunde kamen die Kameraden mit dem jüdischen Kommandanten zurück. Er legte uns zwei Quittungen über je 30 Mann vor. Unterschrieben waren sie von irgendeinem Scharführer. Wir liessen die Quittungen sicherheitshalber noch vom Kommandanten unterschreiben und händigten ihm die verabredete Summe von 60.000 zł dafür aus. 1000 zł für ein Menschenleben - für diese Summe konnte man damals 3 kg Butter kaufen.

Um 8 Uhr früh - bis dahin war schon alles erledigt - kam der Direktor mit seinen Söhnen in SS Uniform, sicherlich um uns Respekt einzujagen. Der Arbeiterrat übergab die Quittungen. Er gab an die 60 Menschen selbst bestimmt und abgeliefert zu haben. Ich war damals dabei. Der Direktor hat natürlich gemerkt, dass hier etwas nicht stimmte; die Wahrheit hat er nie erfahren. Er fuhr mit der Quittung zur Befehlsstelle, übergab sie im Sekretariat, und damit war der Fall erledigt.

Um 12 Uhr ging der Transport ab. Es wurde alles unternommen, um festzustellen, wohin dieser Zug ging. Die polnischen Beamten erhielten Geld, um genauen Bericht zu erstatten. Bestimmtes haben wir nie erfahren. Tatsache war, dass der Zug nie in Lublin angekommen ist. Aber auch in Treblinka waren die Nummern dieser Waggons nicht festgestellt worden. Die letzte Nachricht stammte aus einer kleinen Bahnstation hinter Minsk-Maz., wo dieser Zug festgestellt wurde. Von da an fehlt jede Spur. Der Stationsvorsteher der nächsten Station erklärte, der Zug sei erst nach drei Stunden von Minsk-Maz. angekommen. Die normale Fahrtdauer zwischen diesen beiden Stationen beträgt 20 Minuten. Die Waggons waren leer.

Es hiess im Ghetto, der Transport hätte zum Ausprobieren einer neuen Tötungsmethode gedient. Es seien speziell dazu eingerichtete Waggons, in denen die Menschen durch irgendwelche chemische Einwirkungen umgebracht würden. Diese Methode hat sich wahrscheinlich nicht bewährt. Die Nummern dieser Waggons sind nie mehr festgestellt worden. Die Nähmaschinen sind in Lublin angekommen. Ein Bahnbeamter brachte Photos, wie diese Maschine auf dem Lubliner Bahnhof ausgeladen wurden.

Natürlich sprach das ganze Ghetto von unserem Betrieb, der keinen einzigen Menschen abgegeben hatte.

BESCHWICHTIGUNGSMANOEVER

Der Tod dieser 1200 Menschen öffnete auch den grössten Optimisten die Augen. Die Deutschen werden gruppenweise unter den verschiedensten Vorwänden die Bevölkerung aus Warschau herauslocken. Es wurde nun allen klar, dass wir noch als Arbeitskräfte ausgenutzt werden sollten, dass es aber nur eine Frage der Zeit sei, wann wir für die Gaskammern in Treblinka an die Reihe kommen würden. Die Befehlsstelle sah gleich den Fehler ein, den sie mit diesen Verbrechen begangen hatte. Wahrscheinlich hatte sie Berichte erhalten, dass im Ghetto irgendetwas vorging. Die SS begann eine Beschwichtigungsaktion. Der Judenrat wurde von einem SS-General in die Aleje Schucha gerufen. Dieser General war speziell in Judenfragen von Berlin gekommen. Er erklärte, das Ghetto sei in seiner jetzigen Form von Berlin anerkannt worden. Es bestehe nicht die Absicht, die verbliebene Bevölkerung umzusiedeln. Auf die Anfrage des Judenrates wegen des Transportes der 1200 Menschen erklärte dieser Offizier, Obersturmführer Michelson hätte das auf eigene Hand getan. Er gab die Versicherung, dass solche Fälle sich nicht wiederholen würden.

Am nächsten Tag besuchte Brand den Vorsteher des Judenrates, Dipl. Ing. Lichtenbaum. Er verlangte, der Judenrat solle Schulen für die Kinder einrichten. Er erklärte wörtlich: "Die Kinder sind die Zukunft des jüdischen Volkes. Die können doch nicht in Kellern versteckt bleiben."

Dieser Mann, der Tausende von Kindern hatte ermorden, jeden Winkel nach Kindern hatte durchsuchen lassen, damit ihm ja keines entkommen könnte, dieser Mann trieb seinen Zynismus so weit, den Judenrat aufzufordern, die noch verbliebenen Kinder in Heimen zu konzentrieren, um dann später leichtere Arbeit bei ihrer Vernichtung zu haben.

ORGANISATION DES WIDERSTANDES

Die letzten paar Tausend Überlebenden hatten zu viel gesehen, um noch deutschen Versprechungen Glauben zu schenken. Monatelang hatten sie uns belogen und betrogen. Jetzt war Schluss. Wir wissen, wir müssen alle sterben. Wir wollen uns aber nicht mehr wie Schafherden in den Tod treiben lassen. Wir wollen nicht mehr machtlos zusehen, wie die Deutschen unsere Frauen und Kinder morden. Wir werden das Leben unserer Lieben verteidigen. Wir wussten genau, dass bewaffneter Widerstand den Tod für alle bedeutete. Wir waren uns vollkommen im Klaren, dass wir ein Nichts waren im Vergleich mit der Macht, die die Deutschen auf uns werfen würden. Wir wollten aber fallen wie Soldaten, nicht wie Vieh abgeschlachtet werden.

Jeder Wohnblock, jedes Haus organisierte sich. Überall begann man anstatt Verstecken, solide Bunker zu bauen. Ein Gedanke beherrschte das ganze Ghetto: Widerstand bis zum letzten.

Im Dezember wurde auf der Milastrasse der erste SS-Mann von Juden erschossen. Von diesem Tag an wagte sich kein Deutscher mehr allein ins Ghetto.

Für diesen einen erschossenen SS-Mann veranstaltete der SS-Gruppenführer Strop, der neue Chef der Warschauer Gestapo, ein furchtbares Blutbad. Die Milastrasse wurde von einigen hundert SS-Männern umstellt. Alle angetroffenen Menschen wurden erschossen. Viel wurden nicht gefunden. So deckten die Deutschen die Keller der Häuser mit Granaten ein. Damals im Dezember 1942, waren die Bunker noch nicht ausgebaut.

Die Menschen versteckten sich in gut getarnten Orten, die aber nicht solid genug waren. So richtete dieser Granatenhagel furchtbares Unheil an. Zwei Stunden dauerte diese Vergeltungsaktion. Kaum hatte die SS das Ghetto verlassen, eilten wir zur Milastrasse. Das Bild, das sich uns da bot, ist schwer zu beschreiben. Hunderte von Leichen auf den Höfen. In den Kellern das Stöhnen der Verwundeten. Es war schrecklich.

Die Mila- und die Niskastrasse waren von Arbeitern bewohnt, die keinem Betrieb im Ghetto angehörten. Es waren Männer, die ihre Frauen und Kinder bei der Aktion Juli - September 1942 verloren hatten. Meistens arbeiteten sie bei der Ostbahn und in der Waffenfabrik Steyer auf der arischen Seite. In dieser Strasse wohnten auch die "Wilden". Das waren solche, die gar keinem Betrieb angehörten. Sie wählten sich irgendein unbewohntes Haus und bauten darin gute Verstecke aus. Diese Wilden hatten die geringsten Chancen bei irgendeiner Aktion verschont zu bleiben. Sie waren es die zuerst zu den Waffen griffen.

Ausser allen diesen Widerstandsorganisationen, die sich zur Verteidigung des Wohnblockes oder der einzelnen Häuser organisierten, entstand eine allgemeine Widerstandsbewegung, der junge Frauen und Männer aus dem ganzen Ghetto und aus Betrieben ausserhalb des Ghettos angehörten. Diese Gruppe - sie hiess "Jüdische Widerstandspartei" - übernahm die Macht im Ghetto. Der Judenrat und der Ordnungsdienst, diese von den Deutschen anerkannten Instanzen, bestanden noch offiziell fort. Ihre Tätigkeit war aber gleich Null. Jede Handlung, jede Verordnung wurde von nun an von der Widerstandspartei bestimmt. Diese setzte sich aus allen politischen Gruppen zusammen, von den Kommunisten bis zu den radikalsten Zionisten.

Ich las im Ausland einen Bericht über den Widerstandskampf der Juden in Warschau. Der Bericht war von einer bestimmten politischen Gruppe veröffentlicht worden. Ich halte es für ein grosses Unrecht all den Tausenden Gefallenen anderer Gruppen gegenüber, wenn Leiter politischer Organisationen, die doch den wahren Sachverhalt kennen sollten, tendenziöse Berichte herausgeben.

Wenn man den Tod vor Augen sieht, wenn man mit Pistolen und Handgranaten gegen Tanks, Kanonen, Flugzeuge, Flammenwerfer kämpfen muss, da hören alle Parteizwistigkeiten auf. Im Ghetto war man Jude. Als solcher wurde man angegriffen. Ob man Ost- oder Westjude, fromm oder nicht fromm, Kommunist oder Zionist war, das hat absolut keine Rolle gespielt. Bedeutend war, ob man mit einer Granate umgehen konnte. Wir standen an der Front, an der Mut, Draufgängertum, Kameradschaft viel mehr bedeuteten, als politische Überzeugungen.

Die erste Handlung des Widerstandes war, mit allen Elementen, die den Deutschen irgendwelche Dienste bei der Umsiedlung geleistet hatten, aufzuräumen. Die Leiter des Ordnungsdienstes und alle, die im Judenrat oder in irgendeiner anderen Organisation, die Befehle der Gestapo ausgeführt hatten, wurden als Verräter erschossen.

Ich möchte hier feststellen, dass es sich keineswegs um leichtsinnige Urteile handelte. Jeder Fall wurde genau geprüft. Die Durchführung der Todesurteile wurde der Bevölkerung durch Anschläge in allen Strassen bekanntgegeben. Der Leiter des Ordnungsdienstes, ein getaufter Jude, vor dem Krieg Oberst und Chef der polnischen Polizei in Gdynia (Gdingen) entzog sich durch Selbstmord dem Urteil des Ghettos.

Es gab bei den folgenden Kämpfen zwei Arten der Verteidigung: Gruppen

in den Bunkern mit Frauen und Kindern, die sich verteidigten, wenn sie angegriffen wurden, und Kampfgruppen, die an den Eingängen zum Ghetto und auf offener Strasse Haus um Haus verteidigten.

Die Gruppen in den Bunkern organisierten sich folgendermassen: eine Anzahl Männer aus einem Haus oder ein paar benachbarten Häusern bildeten eine Verteidigungsgruppe. Ich gebe als Beispiel am besten die Gruppe an, der ich selber angehörte. Wir waren etwa 80 Männer und 20 Frauen. Familien mit Kindern wurden nicht angenommen, da wir eine Gruppe darstellten, die der Partei unterstand. Unsere Aufgabe war beim allgemeinen Aufstand, den Eingang zu unserem Wohnblock zu verteidigen.

Es wurde ein Ausschuss gewählt, der die Funktionen zum Bau des Bunkers verteilt. Der Kostenanschlag unseres Bunkers betrug 1/2 Million Zloty. Ausserdem musste jeder eine gewisse Summe für Proviant einzahlen. Trotz dieser hohen Summen war es kein Bunker für reiche Leute. Es waren ein paar Reiche unter uns, die für alles aufkamen.

VERPROVANTIERUNG

Für den Ankauf von Nahrung waren drei Mann bestimmt, gewiss keine leichte Arbeit im Ghetto, Proviant für 100 Menschen auf ein Jahr aufzutreiben. Es waren ein paar berufsmässige Schmuggler unter uns, die alles Nötige besorgten. Schwieriger war es mit einem Dynamo, einer Wasserpumpe, einem Radio, elektrischen Ofen, lauter Dingen, die ins Ghetto einzuschmuggeln sehr schwer waren.

Wir hatten zwei Ärzte und einen Zahnarzt aufgenommen. Sie stellten eine Liste der erforderlichen Medikamente und Instrumente auf. Tagelang liefen, die zum Einkauf dieser Sachen bestimmten Leute, auf der arischen Seite umher, dies alles einzukaufen.

Das Wichtigste waren aber Waffen. Eine Pistole oder Granate im Ghetto zu kaufen war unmöglich. Das waren Dinge, mit denen kein Handel getrieben wurde. Die holte man unter Lebensgefahr für sich allein, für den Bunker oder für die Partei. Beim Einkauf von Waffen machten wir auf der arischen Seite sehr schlechte Erfahrungen. Da eine riesige Nachfrage entstand, änderten die polnischen Vermittler die Preise jeden Tag. Für Pistolen zahlten wir bei der ersten Bestellung 1000 zł pro Stück. Zwei Tage später mussten wir für die selben Pistolen 3000 zł pro Stück zahlen. Man hatte drüben die Konjunktur schnell begriffen und machte ein einträgliches Geschäft daraus. Auf welchen Wegen kam das nun alles ins Ghetto?

Die billigste und einfachste Art war der Schmuggel über die Mauer. Das war aber nur möglich für kleine Pakete. Es war sehr gefährlich, nicht nur für die, die es ausübten, vor allem auch für die Bewohner der an die Mauer grenzenden Häuser. Wurde jemand beim Schmuggel an der Mauer gefasst, da gab es viele unschuldige Opfer. Ohne Unterschied zog die Gendarmerie aus den nächstliegenden Häusern ein paar Menschen und erschoss sie zur Strafe. Dieser Schmuggel über die Mauer wurde von armen Schmugglern und Amateuren ausgeführt. Der grösste Teil des Bedarfes der Bevölkerung wurde von Berufsschmugglern gedeckt. Das waren organisierte Unternehmen. Sie verfügten über eigene Lastautos, für die sie natürlich keine Fahrtbewilligung hatten. Diese Unternehmen hatten ihre Filialen auf der arischen Seite. Sie bestellten telephonisch in ihrer Schmugglerterminologie, die ausser ihnen niemand verstand. Die Autos garagierten auf der arischen Seite.

Die Chauffeure waren entweder Compagnons oder erhielten für jede Fahrt eine grosse Summe.

Die Tore der Ghettos und das Bearbeiten der Gendarmerie waren das Monopol der "Spieler" (Grajkowie). So hiessen die Mitglieder des Ordnungsdienstes, die an den Ghettostrassen Dienst hatten. An den Toren standen immer zwei Gendarmen, zwei jüdische Ordnungsmänner und ein polnischer Polizist. So war es vor dem 21. Juli 1942. Bei Aktionen wurde die Bewachung durch SS verstärkt.

Diese "Spieler" bildeten eine Organisation für sich. Sie hatten im Sekretariat ihre bezahlten Leute, sodass sie nie anderen Dienst erhielten. Sie kannten jeden Gendarm in Warschau, sie wussten ob er bestechlich war. Sie versorgten das ganze Bataillon mit Geld, Uhren, Photoapparaten, Aktentaschen, Stoffen, Damenwäsche. Alles Artikel, die bei den Deutschen sehr gesucht waren, und die sie alle nach Deutschland schickten. Sie wussten wann und wohin jeder auf Urlaub fuhr, sie kauften den Gendarmen Geschenke für ihre Kinder. Kam ein neues Bataillon, dann war es für einige Zeit aus mit dem Schmuggel, bis die ersten Gendarmen bearbeitet waren.

Einen Gendarm zu bestechen hiess "ihn vergiften" (otruci go). "Wache machen" (zrobić wache) hiess, dass die ganze Wache bestochen war. "Der Wagen brennt" (wóz się pali) hiess: das Auto steht am Tor und kann nicht durch. "Der Wagen ist verbrannt" (wóz się spalil) hiess, dass das Auto von der SS abgefangen worden war.

Es kam sehr selten vor, dass ein Gendarm, der Bestechung angenommen hatte, Verrat übte. Zu den Ausnahmen gehörte der im Ghetto berühmte Gendarm Frankenstein. Dieser Mann hiess eigentlich ganz anders. Er war aber jedem Kind im Ghetto unter diesem Namen bekannt, dem er seiner Ähnlichkeit mit dem Filmfrankenstein verdankte. Man kann sich vorstellen, was das für ein Monstrum war. Er "spielte" (der geläufige Ausdruck für "sich bestechen lassen") genau so wie fast alle anderen Gendarmen. Als er aber aus Berlin vom Urlaub zurückkehrte, erschoss er den jüdischen Ordnungsmann, der an seinem Tor Dienst hatte. Das war noch lange vor Beginn der Umsiedlung, in einer Zeit also, als ein solcher Fall noch etwas Ungewöhnliches war. Am nächsten Tag erschoss Frankenstein einen zweiten Ordnungsmann. Ich kann nicht genau die Zahl der von ihm erschossenen Ordnungsmänner angeben, jedenfalls waren es mehr als 30. Die Gendarmen gaben selbst bekannt, wann Frankenstein Dienst haben werde. In diesen paar Stunden traute sich kein Mensch, sich dem Tor an dem er Dienst hatte, zu nähern. Nie erfuhr man die wahren Gründe dieser Veränderung. Es hiess, die Ordnungsmänner hätten ihm ein paar Tausend Mark verweigert, die er vor dem Urlaub gefordert hatte.

Kein Auto, kein Fuhrwerk konnte illegal ins Ghetto fahren, ohne die Hilfe der "Grajkow". Es gab Tarife, je nach Gewicht und Inhalt der Ladung. Diese Art des Schmuggels war nur möglich, solange keine SS die Ghattotore überwachte. Die SS hatte aber nur Dienst, wenn es eine Aktion im Ghetto gab. Es gab aber auch während der Umsiedlungsperiode ein Tor, das nur von der Gendarmerie bewacht wurde, und zwar das Tor gegenüber dem jüdischen Friedhof. Durch diesen Ausgang durfte die Wache weder Fahrzeuge noch Menschen durchlassen, selbst nicht mit gültigen Passierscheinen. Es war ein Tor lediglich für Leichenwagen. Der jüdische Friedhof befand sich seit der Verkleinerung des Ghettos im Dezember 1941 auf arischem Boden. Gerade durch dieses Tor wurde während der Umsiedlung geschmuggelt.

War die Wache an diesem Tor schlecht, so wurde auf eine etwas schaurige Art geschmuggelt, mit Hilfe der Leichenwagen. Bis zum 21. Juli 1942 durften nur Angehörige mit Passierscheinen an Begräbnissen teilnehmen. Vom 21. Juli 1942 an gab es natürlich keine Begräbnisse mehr. Die Tausende von Leichen während der Umsiedlung wurden von Pinkiertkarren zum Friedhof gebracht und in Massengräber geworfen. Pinkiert hiess der Besitzer eines Bestattungsunternehmens. Nach ihm waren die Leichenwagen Pinkiertówki, und die Leichengräber, die während der Aktion die Leichen auf den Strassen und auf dem Umschlagplatz auflasen, Pinkierciarze genannt. Das waren die meistbeschäftigten Männer im Ghetto. Da es wenig Pferde gab, wurden die Karren von den Männern selbst gezogen. Auf dem Rückweg vom Friedhof brachten sie in den Doppelböden dieser Kisten Waffen herein. Die Gendarmerie suchte nie in diesen mit Blut beschmierten Kästen. Sie liess sie sich nur aufmachen. Ein Pinkierciarz konnte jeder werden. Man fabrizierte sich eine schwarze Kiste, legte eine Leiche hinein und schleppte sie auf einem Karren zum Friedhof. Nur eine schwarze Mütze, wie sie die berufsmässigen Totengräber tragen, musste man sich dazu aufsetzen.

Im Dezember 1942 und Januar 1943 wagte sich die SS nicht mehr ins Ghetto. Es war schon gefährlich geworden. Es gab daher in diesen Monaten nicht genügend Leichen für solchen Schmuggel. Man war gezwungen, mit einer Leiche ein paar Mal hin und herzufahren. Auf dem Rückweg vom Friedhof versteckte man die Leiche mit den Waffen in dem Doppelboden.

Es gab noch einen anderen Weg für den Schmuggel: durch die Kanäle. Das war besonders schwierig und anstrengend. Es bedurfte eines vorherigen Trainings. Bestochen wurden dabei die Arbeiter der Warschauer Wasserleitungen. Erst kroch man ein paar Mal in Begleitung eines solchen Arbeiters probeweise ohne Waffen, um den Plan der Kanäle kennenzulernen. Die Schwierigkeit beruhte darauf, die Klappe zu finden, die für den Ausgang offen gelassen wurde. Eine Klappe kann man von innen nicht öffnen. Man musste sich in dem Labyrinth der Gänge gut auskennen, denn beim Waffenschmuggel kroch man allein. Die Arbeiter der Wasserleitung gingen da nicht mit. Sie wurden dafür bezahlt, dass sie angaben, an welchen Strassen die Klappe offengelassen war.

Zu all den Schwierigkeiten beim Schmuggel, kamen die Gefahren beim Einkauf auf der arischen Seite. Die grösste Sorge aber war das Geld. Es gab wohl einzelne Reiche in den Wohnblocks der grossen Betriebe. Die Masse aber war arm.

Die Arbeiter der Mila- und Niskastrasse verschafften sich Mittel durch den totalen Ausverkauf der Kleidung und Wäsche, die sich im Ghetto befand. Diese Dinge hatten fast keinen Wert, man brauchte sie nicht mehr. Es waren Frauen und Männer, die jeden Morgen zur Arbeit in die Betriebe im arischen Wohnviertel gingen. Sie zogen sich zwei Kleider, zwei Hemden an, wickelten sich ein Bettuch um den Leib, banden sich mit Stricken eine Steppdecke um, die ihnen als Mantel diente. Sie verkauften all das der arischen Bevölkerung. Nachdem sie ihre eigenen Sachen ausverkauft hatten und keine Decke, keine Kissen, keinen Mantel mehr hatten, begannen sie, bei den anderen Bewohnern alles aufzukaufen und setzten es drüben ab. Abends, wenn sie ins Ghetto zurückkamen und es ihnen gelungen war, für das erlöste Geld Nahrung hereinzubringen, gingen sie von Haus zu Haus, verkauften die Lebensmittel und kauften dafür wieder Kleidung. Sehr oft wurde ihnen von der Gendarmerie alles abgenommen. Die Wachen waren von den jüdischen Gruppenführern meistens bestochen. Pro Arbeiter wurden ein paar Zloty bezahlt.

Für diese Gruppen erledigten die "Grajkowie" alles unentgeltlich. Wieviel Schwierigkeiten und Gefahren bis man sich endlich eine Waffe leisten konnte!

Die Widerstandspartei kämpfte mit ungeheuren finanziellen Schwierigkeiten. Der ganze Aufstand wäre gescheitert, wenn sich diese jungen Menschen nicht so rücksichtslos die Mittel verschafft hätten. Der Judenrat, an den sich die Partei um materielle Unterstützung wandte, verweigerte jede Hilfe. So war die Widerstandsbewegung gezwungen, sich allein mit dem Revolver in der Hand Geld zu verschaffen. In jedem Block waren Vertrauensmänner der Partei, die genaue Informationen über die Vermögensverhältnisse aller Einwohner besaßen. Die Reichen wurden brieflich aufgefordert, eine bestimmte Summe zu Verteidigungszwecken bereitzustellen. Wurde die Summe nicht eingezahlt, griff die Partei energisch ein; in solchen Dingen liess sie mit sich nicht spassen. Dazu war die Lage zu ernst. Nachts holten bewaffnete Männer den Betroffenen und führten ihn in den Bunker der Leitung. Hier wurde er so lange festgehalten, bis er seine Familie aufforderte, die verlangte Summe auszusahlen. Ich sprach mit einem solchen, der von der Partei auf diese Weise entführt worden war. Er gab an, die Männer hätten ihm auf der Strasse die Augen verbunden, erst im Keller nahm man ihm das Tuch von den Augen. Es wurde ihm hier das Waffenarsenal gezeigt. Er überzeugte sich, dass er es mit einer wirklichen Organisation zu tun hatte und schrieb seiner Frau, sofort die geforderte Summe auszusahlen. Als der Verbindungsmann mit dem Geld zurückkam, wurde er mit verbundenen Augen nachts nach Hause geführt. Er hatte keine Ahnung wo dieser Bunker sich befand. Ich bekenne offen, dass ich selbst den Sitz der Leitung der Partei nicht gekannt habe. Er war nur meinem Onkel, der Chef und Verbindungsmann unserer Gruppe war, bekannt.

Im Dezember und Januar war ich einige Male für ein paar Stunden auf der arischen Seite. Ich hatte verschiedenen Dinge für unseren Bunker einzukaufen. Mich ereilte damals die schreckliche Nachricht, dass mein Freund Ossip mit seiner Frau und Tochter auf der Hozastrasse erschossen worden war. Er war von einem Polen angezeigt worden, seine Frau aus dem Ghetto herausgeholt zu haben.

DER KAMPF VOM 18.-22. JANUAR

In dieser Periode, in der die Jugend sich zu einem Aufstand vorbereitete, überraschten die Deutschen das Ghetto mit einem neuen Blutbad.

Am 18. Januar 1943 um 7 Uhr früh umstellte die SS die Ghattomauern und marschierte durch beide Tore ins Ghetto. Am Ghattotor Szczerliwa - Zamenhofastrasse hatten sich einige Tausend Arbeiter gesammelt. Sie warteten wie gewöhnlich auf die Kontrolle der Gendarmerie. Die Belegschaften der Fa. Döring, der Steyerwerke, der Ostbahn stellten sich zur täglichen Arbeit. Ahnungslos standen Männer und Frauen bei 25° Kälte und warteten, dass die Wache sie wie gewöhnlich zur Arbeit auf die arische Seite passieren liesse.

Da fuhren die Lastautos der SS durchs Tor. Die Soldaten sprangen von den Autos. In wenigen Minuten waren alle Arbeiter umzingelt. Die Überraschung war gelungen. Wohl sprengten die Arbeiter die Umzingelung. Sie hatten aber keine Waffen bei sich. Die SS eröffnete das Feuer. Alle wurden niedergemetzelt. Nur ein geringer Teil hat die Niska- und Miłostwastrasse erreicht. Durch das zweite Tor an der Kreuzung Zamenhofa-Gesiastrasse war gleichzeitig ein Bataillon SS einmarschiert. Die Häu-

ser Zamenhofastrasse 36, 34, 32 wurden blockiert. Alle Bewohner wurden herausgeholt und auf der Strasse umzingelt. Gleichzeitig wurden im Krankenhaus, das provisorisch im Gebäude an der Ecke der Gesia- und Zamenhofastrasse eingerichtet war, alle Kranken in den Betten erschossen. Das gesamte Krankenhauspersonal und alle Ärzte wurden herausgeholt. Sie wurden der Gruppe angeschlossen, die auf der Zamenhofastrasse umzingelt stand. Die ganze Gruppe wurde zum Umschlagplatz geführt. Dr. Gantz, ein polnischer Major, der Chef der jüdischen Ärzte, kam bei dieser Aktion um, ebenso Gütermann vom Joint. Um 9 Uhr früh wurde die Fabrik, in der ich mich befand, von der SS umstellt. Eine Gruppe von 40 SS-Männern drang unter Führung des SS-Untersturmführers Kutscherra in die Fabrik ein. Inzwischen war unser ganzer Wohnblock, 8 Häuser, von der Gendarmerie umstellt worden.

Als wir um 7 Uhr früh die SS-Autos sahen, benachrichtigten wir gleich unseren Direktor und seine Sekretärin. Die fuhren zur Befehlsstelle und brachten uns die Auskunft, es handle sich um eine Reinigungsaktion. Sie sei nur gegen "Wilde" und Schmuggler gerichtet. Die Belegschaften der Rüstungsbetriebe seien von dieser Aktion nicht betroffen. Wir beriefen gleich eine Versammlung ein. Der Arbeiterrat konnte den Arbeitern keine definitive Entscheidung geben. Es bestanden zwei Möglichkeiten. Entweder: Alles in die Bunker. Das war nachteilig für den Fall, dass die Auskunft, die der Direktor brachte, richtig war. Ein Boykott der Arbeit würde sofort zur Auflösung des Betriebes führen. Als "wilder" Block würden dann unsere Häuser der Aktion verfallen. Die andere Konzeption war: Alles in die Fabrik. Aber die Befehlsstelle hatte zu oft gelogen. Eine solche Entscheidung konnte der Arbeiterrat nicht verantworten. Es blieb dabei, jeder solle nach eigener Meinung handeln. Es gab keinen anderen Ausweg.

So befanden sich in dem Augenblick als die SS in die Fabrik eindrang, 131 Menschen in diesem Gebäude. Alle anderen waren in den Bunkern. Die SS führte uns alle heraus und befahl uns, uns in Viererreihen aufzustellen. Wir wurden gleich umzingelt. Kutscherra wurde vom Direktor und der Sekretärin im Büro empfangen. Die SS-Männer warteten auf seinen Befehl, was sie mit uns machen sollten. Wir standen so etwa 20 Minuten. Kutscherra kam mit dem Direktor und der Sekretärin herunter. Er konnte sich offenbar doch nicht entschliessen, diesen Rüstungsbetrieb ohne einen Arbeiter zu lassen. Er gab seinen Leuten Befehl, uns zu überwachen. Er selbst begab sich zum Chef der Befehlsstelle, der vom Umschlag aus die Aktion leitete. Nach ein paar Minuten kam er zurück. Er schrie, er brauche 250 Mann, die Hälfte der Belegschaft müsse deportiert werden. (500 Mann war das offizielle Kontingent). Er gab der Gendarmerie, die unsere Häuser umstellt hatte, den Befehl, alles zu durchsuchen. Die Menschen müssten unbedingt gefunden werden.

Unser Direktor wusste genau, dass im Block Waffen waren. Er hatte den Arbeiterrat angefleht, ein Blutbad zu verhüten. Er zitterte davor, dass seine Arbeiter gegen die Deutschen das Feuer eröffnen würden. Zwei Stunden lang durchsuchten die Gendarmen alle Wohnungen, die Keller und Böden. Sie fanden niemanden. Wir 131 standen immer noch von der SS umzingelt und warteten auf unser Todesurteil.

Es waren schreckliche Stunden. Woran zuerst denken? An unser eigenes Los, an die Kameraden in den Bunkern, an die Frauen und paar Kinder, die wir noch im Block hatten?

Ich selbst hatte an jenem Morgen Dienst am Tor gehabt. Meine Aufgabe

war, zu beobachten, in welcher Richtung die SS die Blockaden durchführte. Die SS, die durch unser Tor eindrang, kam aber nicht vom Ghetto, es war die Begleitmannschaft der Gruppe, die von der Zamenhofastrasse zum Umschlag geführt worden war. Die SS-Männer kamen also vom Umschlagplatz, der sich gegenüber unserer Fabrik befand. Ich hatte nicht erwartet, dass sie zu uns kommen würden, aus dieser Richtung. Ich war sicher, sie würden ins Ghetto zurückgehen. Ich hatte deswegen meine Kameraden an der verabredeten Stelle nicht mehr erreichen können. So befand ich mich in dieser Gruppe der 131.

Die Gendarmen kamen mit leeren Händen zurück. Kutscherra sass während dieser zwei Stunden im Büro. Dort trank er echten Kaffee und Cognac mit dem Direktor und der Sekretärin. Er liess sich einen Schneider heraufkommen, bestellte sich einen Anzug. Von einem Schuster liess er sich für ein Paar Stiefel Mass nehmen. Der Direktor bat ihn, ihm die 131 Mann zu lassen, es seien die besten und fleissigsten Arbeiter. Ohne sie sei der ganze Betrieb nicht mehr zu führen. Die anderen seien alle in die "wilden" Häuser ausgerissen. "Na, da holen wir die Faulen eben dort," entschied Kutscherra. Wir durften zurück in die Fabrik.

Wie im November hatte unser Block ein ungeheures Glück an diesem 18. Januar.

Auf der Niskastrasse, die gleich nach unserem Block von der SS umstellt wurde, empfingen die Deutschen aus jedem Haus Feuer. Es entwickelte sich ein regelrechter Kampf. Ich bezog wieder meinen Beobachtungsposten beim Tor. Ich überschah das ganze Kampfgebiet der Niskastrasse, die ja von unserer Fabrik nur etwa 30 m entfernt liegt. Etwa zwei Stunden dauerte die Blockade dieser Strasse. Kein einziges Haus ergab sich. Ich habe keinen einzigen Menschen gesehen, der zum Umschlag geführt worden ist.

Zum ersten Mal seit der Errichtung des Ghettos sah ich deutsche Ambulanzwagen. Sie brachten die Toten und Verwundeten der SS aus der Kampfzone. Sanitätsmannschaften der SS-Waffen liefen mit Bahren hin und her wie auf einem Frontabschnitt.

Um 12 Uhr zog sich die SS zurück. Bis 14 Uhr war Mittagspause. Die Feldküchen befanden sich auf dem Hof Niskastrasse 20, dem Sitz der Werterfassung. Um 14 Uhr marschierte die SS in die Milastrasse ein. Dies ist die nächste Strasse nach der Niskastrasse. Die selbe Situation wie vormittags. Auf den Ruf "Alle Juden heraus" hörte man schon nicht mehr. Auf den selben Ruf, auf den vor ein paar Monaten noch Hunderttausende in panischem Schrecken ihre Wohnungen verliessen und sich in den Tod hatten treiben lassen, antwortete man im Januar 1943 mit Feuer.

Bis 18 Uhr wurde auf der Milastrasse gekämpft. Die Deutschen bekamen auch hier keinen einzigen Mann für die Gaskammern Treblinka. Sie warfen in alle Häuser, in Keller blindlings ihre Granaten. Sie wussten: hier in dieser Strasse befinden sich 4000 Menschen. Sie drangen aber nicht in die Bunker ein, sie suchten sie noch nicht einmal. Hier von Judenhand zu fallen, das passte den SS-Männern sehr wenig. So deckten sie einfach diesen ganzen Abschnitt mit Granaten ein. Um 18 Uhr zogen sie sich zurück, bestiegen in der Zamenhofastrasse wartende Lastautos und verliessen das Ghetto.

Am 18. Januar wurden 3000 Menschen, die auf der Zamenhofastrasse überrascht wurden waren, zum Umschlag geführt. 1000 Menschen wurden an

den Toren, als sie die Umzingelung sprengten, erschossen. In den Kellern der Niska- und Milastrasse zählte man abends 500 Tote.

Die ganze Nacht hindurch kamen die Pinkierciarze ihre Leichenkarren. Es war ausdrücklicher Befehl an die Leitung des jüdischen Friedhofs ergangen, die Ghettostrassen bis zum Morgen von Leichen zu säubern.

Der 19. Januar verlief im Ghetto ruhig. Aktion war in den Inseln, vorallem bei Schulc, Toebens und bei der Heeresunterkunft. Ich sah, wie die SS Gruppen aus diesen Betrieben durchs Ghetto zum Umschlag führten. Es waren alles Arbeiter, die aus den Fabriksälen herausgeholt waren. Sie waren ohne Mäntel, in Arbeitskitteln. Das Verhalten der Belegschaften dieser Betriebe war genau das gleiche wie in unserem Block. Ein Teil lag in den Bunkern und war zum Widerstand entschlossen, ein Teil aber stellte sich - im Glauben an die Zusicherungen der Deutschen - zur Arbeit. In den Wohnhäusern konnte die SS niemanden finden. Kaum drang sie in ein Haus ein, so wurde sie gleich mit Feuer empfangen.

Am 18. Januar hatten sich die Deutschen an den Bunkern die Finger verbrannt. So holten sie am 19. Januar das festgesetzte Kontingent aus den Fabriksälen. Wiederum waren die, die den deutschen Versicherungen glaubten, die Opfer. An diesem zweiten Tag wurden 2000 Menschen zum Umschlag geführt, alle aus den Fabriksälen. Gekämpft wurde am 19. bei Schulc, Toebens und bei der Heeresunterkunft. Es war aber ein Verteidigungskampf, der nicht lange dauerte. Die SS zog sich gleich zurück und holte sich ihre Opfer, wie ich schon erwähnt habe, aus den Fabriksälen.

Am 20. Januar marschierte die SS wieder ins Ghetto. Diesmal ging sie anders vor. Sie schob jüdische Ordnungsmänner als Kugelfänger vor sich her. Der Kampf tobte wiederum den ganzen Tag über auf der Mila-, Niska- und Zamenhofastrasse, vor allem aber in einer Gerberei auf dem Parysowskiplatz, wo sich etwa 200 junge Männer verschanzt hatten. Sie kämpften bis zum letzten Mann. Lebendig wurde niemand von den Deutschen ertötet. Ich sah an diesem 20. Januar nur ganz kleine Gruppen von 20-30 Mann, die mit erhobenen Händen zum Umschlag geführt wurden. Alles ältere Männer, Frauen und Kinder. Die Deutschen hatten sie in Verstecken gefunden. Ich zählte an diesem Tag etwa 200 Menschen, die zur Transferstelle gebracht wurden.

Am Nachmittag hörte man auf dem Umschlag die Maschinengewehre. Die Verladung der 5000 Menschen, die während des 18., 19. und 20. Januar überrascht oder aus den Fabriksälen geholt worden waren, hatte begonnen. Ich stand auf dem Dachboden des Hauses Szczesliwastrasse 3. Von hier aus übersah ich den ganzen Umschlag. Gruppenweise zu etwa 100-120 - soviel wurden in einen Viehwagen gesteckt - wurden die Menschen aus dem Gebäude der Transferstelle herausgetrieben. Auf der Rampe vor den Waggonen mussten sie sich bis aufs Hemd ausziehen. Barfuss und nackt presste man sie in die Waggonen. 25° Kälte herrschte damals in Warschau. Viele weigerten sich, sich auszuziehen. Bei Frauen und Kindern genügte ein paar Peitschenhiebe, und sie warfen gleich ihre Kleider ab. Die Szenen, die ich sah, waren schrecklich; ich lief hinunter und erzählte es dem Direktor. Er wollte es nicht glauben. Wir gingen zusammen mit ihm und der Sekretärin zurück auf den Dachboden. Frau Käthe konnte es nicht mit ansehen. Ein Weinkrampf schüttelte sie. "Wenn sie das bei uns zu Hause wüssten!" schrie sie immerfort. Der Direktor war ganz ausser sich. Er hatte die ganze Umsiedlung mitange-

sehen, hatte Ströme jüdischen Blutes fließen sehen, und doch hatte er nie glauben wollen, dass all die Deportierten umgebracht würden. Hier sah er es mit eigenen Augen. Grauen packte ihn vor solcher Unmenschlichkeit. Er lief auf dem Dachboden hin und her, versteckte sein Gesicht in den Händen und schrie: "Welche Schande ein Deutscher zu sein! Das werden wir vor dem weltlichen und himmlischen Gericht büßen."

Drei Tage standen die Waggonen mit den nackten Menschen auf einem Nebengeleis des Danziger Bahnhofs. Die Deutschen ersparten sich hier ihr Gas in Treblinka. Sie führten nur die Leichen dieser 5000 Menschen nach Treblinka, um sie dort in den Ofen zu verbrennen.

DIE STRAFEXPEDITION

Am 22. Januar unternahmen die Deutschen eine Strafexpedition, wie sie es selbst nannten. 2000 Mann der Waffen-SS und 800 Gendarmen führten sie aus. Auf der Zamenhofastrasse befand sich die Leitung der Strafexpedition. In fünf offenen Personenwagen saßen die Offiziere der Gestapo. Der Chef des Sicherheitsdienstes, SS-Gruppenführer Strop, leitete persönlich die Vergeltungsaktion. Sein Vertreter, Sturmbannführer Dr. Kah, war auch dabei. Die ganze Besatzung der Befehlsstelle mit Untersturmführer Brand und Oberscharführer Mende an der Spitze, befand sich in ihren eleganten Autos auf der Zamenhofastrasse. Die Bataillone der Waffen-SS und der Gendarmerie waren alle motorisierte Einheiten. Die Offiziere hatten Pläne der Ghettostrassen bei sich. Ich konnte genau sehen, wie sie in den Autos über die Karten gebeugt saßen. Der Wagen des Sturmbannführers Dr. Baumeyer war durch ein rotes Kreuz gekennzeichnet. Zwei Ambulanzwagen mit SS-Nummern standen neben dem Wagen des Polizeiarztes.

Von 7 Uhr früh bis 12, von 14 Uhr bis 17 belegten die Deutschen das Kampfgebiet Nalwekistrasse, Muranowskastrasse, Gesiestrasse, Bonifraterskastrasse, Zamenhofastrasse, Niskastrasse, Milastrasse, Parysowskiplatz, Stawkistrasse mit Granaten. An diesem Tag wurde kein einziger Mensch zum Umschlag gebracht. Über tausend Menschen wurden ermordet. Um 17 Uhr verliessen die Deutschen das Ghetto. Sie sangen: "Wenn das Judenblut vom Messer spritzt." Gleich nach ihrer Abfahrt besetzte die Werterfassung die leerstehenden Häuser. Ihr neuer Leiter, Obersturmführer Konrad, der Nachfolger des Obersturmführers Geipel, und sein Vertreter Untersturmführer Vaters, wollten auch ihren Teil zur Strafexpedition beitragen. Sie befahlen, alle Wohnungen auszuräumen; nur kahle Wände blieben übrig. Die Menschen die nachts aus den Bunkern in die Wohnungen zurückkamen, fanden nicht einmal einen Topf, nicht einmal ein Glas vor. Sogar das Brennholz und die Kohle, die sich jeder für den Winter vorbereitet hatte, waren weggenommen. Alle Scheiben waren zerschlagen.

Unser Wohnblock, der wie durch ein Wunder verschont geblieben war, nahm Tausende Obdachloser auf.

In diesen vier Tagen, vom 18.-22. Januar 1943, kamen 9000 Männer, Frauen und Kinder um. Die Zahl der gefallenen Deutschen war gering. Genäue Angaben darüber zu machen ist mir unmöglich. Man sprach im Ghetto von 50 Toten. An der Januaraktion nahm nur die Warschauer Gestapo und die Waffen-SS, die in Warschau stationiert war, teil. Das Vernichtungsbataillon Einsatz Reinhard Lublin war nicht dabei.

Der Bunker unserer Kampfgruppe war im Januar noch nicht fertig. Wir verteilten unsere Waffen an die Kameraden, die sich hinter den getarnten Zugängen der Verstecke in den Häusern unseres Blocks verschanzt hatten. Meine Familie befand sich in einer kleinen Gruppe von 30 Personen, die in einem Transformator untergebracht war. Er lag im Keller des Fabrikgebäudes. Auf der eisernen Tür war das Zeichen der Hochspannung angemalt, der Totenkopf und das Zickzack. In deutscher Sprache stand die Warnung darauf: "Achtung, nicht berühren, Todesgefahr." Die Tür war durch einen Draht mit dem Transformator verbunden; 5000 Volt Hochspannung. Die 16 Männer hatten nur Pistolen und einen kleinen Sack Eiergranaten bei sich. In der Nacht kamen sie alle in die Wohnungen zurück. Es war schwer lange im Transformator auszuhalten. Stühle konnten aus Raummangel nicht hineingestellt werden. So standen die 30 Menschen vier Tage lang in der Dunkelheit, eng aneinander gepresst. Das monotone Summen des Transformators war fürchterlich. Das ständig gleiche Geräusch brachte die Frauen und Kinder zur Verzweiflung. Schon nach dem ersten Tag wollten sie nicht mehr zurück. Die Angst um die vier Kinder aber, brachte die Frauen doch dazu, sich wieder dort zu verstecken. Ich hatte ein Zeichen mit ihnen verabredet. Im Falle eines erneuten Angriffes der Deutschen auf unseren Block, war ich zur Verteidigung dieses Transformators mitbestimmt.

AUF DER ARISCHEN SEITE

Nach dieser Strafexpedition war unsere Hauptsorge, die Frauen und Kinder auf die arische Seite zu bringen. Die Situation nach dem viertägigen Kampf war klar. Die Überbleibenden hatten keine Chance mehr. Das wusste damals jeder. Wieder verliess ich das Ghetto. Ich musste eine Unterkunft für zwei Frauen und zwei Kinder suchen. Ich fand etwas Entsprechendes auf der Twardastrasse. Diese Strasse befand sich vor dem 21. Juli 1942 im kleinen Ghetto. Jetzt standen die Häuser leer. Die arische Bevölkerung zog nur ungern in diese Wohnungen. Sie waren in einem fürchterlichen Zustand, ohne Fenster, ohne Türen, alles war kaputtgeschlagen. In einem solchen Haus, Twardastrasse 26, mietete ich mit falschen arischen Papieren eine Zweizimmerwohnung. Das Haus war fast unbewohnt. Einen Hausmeister gab es nicht. Das waren ungeheure Vorteile. Nachbarn und Hausmeister waren für Juden mit arischen Papieren äusserst gefährlich. Bolek, mein Freund, half mir in dieser Wohnung ein Versteck zu bauen. Wir vermauerten den Eingang zum zweiten Zimmer, legten frische Tapeten darüber. Es konnte dadurch nicht bemerkt werden, dass sich hinter dieser Wand noch ein Raum befand. Der Eingang zu dem vermauerten Zimmer war durch den Kachelofen. Vier Tage arbeiteten wir Tag und Nacht an diesem Versteck. Dann holte ich die Frauen. Diesmal klappte alles. Die Kinder brachte die deutsche Sekretärin. Sie waren gut untergebracht. Bolek brachte ihnen täglich einmal die erforderliche Nahrung.

Ich stand damals in Verbindung mit der polnischen Widerstandsbewegung. Dieser Bolek, der mir beim Bau des Verstecks geholfen hatte, führte mich in die Partei ein. Ich traf ihn zufällig auf der Strasse. Er hielt mich an, ich hatte ihn gar nicht erkannt. Er sah sehr verändert aus. Vor dem Krieg waren wir Freunde gewesen, hatten zusammen in der Akademischen Legion gedient und in dem selben Regiment bei der Verteidigung Warschaus im September 1939 gedient. Er war jüdischer Abstammung. Seine Eltern waren ihm Ghetto. Er selbst hat nie das Judenband angelegt. Er hatte gleich bei der Besetzung Warschaus arische Papiere. Er

gehörte der Partei seit ihrer Entstehung im Oktober 1939 an. Die Partei hat nicht gewusst, dass er Jude war. Er hatte an dem Anschlag auf das Café Club teilgenommen. Dieses Café ist das eleganteste in Warschau. Es befindet sich an der Kreuzung der Jerusaler Alleen und der Neuen Welt. Es war für Reichsdeutsche, Angehörige der Wehrmacht, der SS und der Polizei reserviert. Kein Pole durfte dieses Café betreten. Bei diesem Anschlag waren viele Deutsche umgekommen. Bolek war unter denen gewesen, die in das Soldatenkino auf der Hozastrasse Sprengstoffkörper legten. Er gehörte zu den Prominenten der Partei. Ich wohnte vier Tage lang Ende Januar 1943 mit ihm zusammen. Es war eine Parteiwohnung in der Saska Kepa, einem Villenvorort Warschaus. In der Nacht zum 27. Januar mussten wir die Wohnung verlassen. Bolek erhielt telephonisch den Befehl, in eine andere Wohnung zu übersiedeln. Am nächsten Tag verhaftete die Gestapo alle Bewohner des Hauses, das wir verlassen hatten. Ein Verräter hatte der Gestapo die Nachricht überbracht, dass Bolek in diesem Hause wohnte. Die Gestapo hatte Boleks Photo. Er wurde als Terrorist steckbrieflich gesucht. Alle paar Tage hatte er andere Papiere und änderte sein Aussehen.

Einmal stiessen wir auf der Sliskastrasse auf Agenten der Kriminalpolizei der Danilowiczowskastrasse. Das waren Polen, die im Dienste der Deutschen standen. Sie erkannten Bolek. Wir flohen über die Trümmer der Twardastrasse.

Durch Bolek erhielt ich Waffen für die Bunker. Ich musste in der Partei angeben, für wen ich die Waffen haben wollte. Fürs Ghetto weigerten sie sich Waffen kostenlos zu liefern. Ich musste sie teuer bezahlen. Nach einer aufregenden Woche, kehrte ich ins Ghetto zurück.

Unser Bunker lag auf dem Trümmerfeld zwischen der Szczesliwastrasse und Niskastrasse. Hier hatten vor dem Kriege Häuser gestanden. Im September 1939 hatten die Deutschen durch Luftangriffe den ganzen Abschnitt zwischen diesen zwei Strassen abgeräumt.

Um unbemerkt zu dem Bunker zu gelangen, musste ein Tunnel geschaffen werden. Als Ausgangspunkt wurde die Küche unserer Fabrik gewählt. Drei Wochen lang gruben wir den Tunnel. Gearbeitet wurde nur nachts. Tagsüber war ja die Küche in Betrieb. Es wäre auch zu gefährlich gewesen, am Tage die Erde hinauszubringen. Nachts schleppten wir die Erde in Säcken hinaus. Es war eine sehr schwere Arbeit. Der Tunnel wurde in neun Richtungen gegraben. Am Ende von einem dieser neun Wege, lag der getarnte Eingang zum Bunker. Es war für einen, der den Plan des Bunkers nicht genau kannte, unmöglich, den Eingang zu finden, selbst wenn man sich schon im Tunnel befand. Der Bunker war ein gemauerter Keller, über dem mehrere Meter hoch Schutt lag. Die Decke verstärkten wir mit Eisenschienen und Beton. Vom Bunker bauten wir weiter einen Tunnel. Er führte unter dem Kanal und unter der Ghattomauer durch auf die arische Seite. Am Ein- und Ausgang des Tunnels in dem Keller stellten wir die Maschinengewehrnesten auf.

MISSLUNGENE LIST

Man zerbrach sich im Februar 1943 im Ghetto den Kopf: was für eine List werden die Deutschen anwenden, um den letzten Rest der Warschauer Juden aus den neuen unterirdischen Schlupfwinkeln zu locken? Dass sie nicht die selbe Taktik wie im Januar 1943 anwenden würden, war uns allen klar. Auf Überraschung konnten sie nicht mehr rechnen. Die Partei hatte Tag und Nacht Beobachtungsposten an den Ghattotoren. Der

18. Januar konnte sich also nicht wiederholen. Auf Arbeiter aus den Fabriksälen konnten die Deutschen auch nicht mehr rechnen. Die hatten noch im Januar den deutschen Versprechen geglaubt, aber zum letzten Mal. Es blieb nur eine Möglichkeit: offener Kampf. Wir wussten zwar, dass wir dabei gar keine Chance hatten. Wir waren aber überzeugt, dass es sehr lange dauern würde, bis die Deutschen das letzte Widerstandsnest liquidiert hätten. Die Partei sah voraus, dass irgendein Trick von der Befehlsstelle angewandt werden würde um Warschau judenrein zu machen. Es war offensichtlich, dass die Gestapo alles unternehmen würde, um es nicht zu einer Revolte kommen zu lassen. Jeder Widerstand war den Deutschen ungelegen. Im Ghetto umzukommen entsprach nicht ihrer Vorstellung eines Heldentodes auf dem Schlachtfeld.

Es war das grosse Verdienst der Partei, dass sie durch Flugschriften und Plakate auf die Wahrscheinlichkeit neuer deutscher Verordnungen hinwies, die nur den Zweck haben würden, die Bevölkerung durch neue Zusicherungen aus Warschau herauszulocken.

Als dann wirklich der neue Plan der Gestapo bekanntgegeben wurde, traf er auf vollständigen Boykott der gesamten Bevölkerung. Die Gestapo ging sehr vorsichtig und raffiniert vor. Eigentlich merkte es der einfache Mann gar nicht, dass die SS hinter diesem Plan stand. Es gab keine offiziellen Verordnungen, keine Drohungen. Zwei Männer, Walter Toebe und Schulc, die Besitzer der grössten Betriebe, sollten den Plan durchführen. Diese beiden Männer hatten jüdische Mitarbeiter. Auf das Vertrauen der Bevölkerung zu diesen Männern war der ganze Trick der Gestapo berechnet. Eines Tages erklärten Toebe und Schulc ihren Mitarbeitern, sie müssten ihre Fabriken in den Distrikt Lublin überführen. Für die Fa. Toebe waren ein Fabrikgebäude und Baracken für die Arbeiter in einer Ortschaft vorbereitet, die Poniatowo hiess; für die Fa. Schulc in Trawniki, in dem selben Distrikt. Die jüdischen Betriebsleiter wurden eingeladen, sich die vorbereiteten Einrichtungen in diesen Lagern anzusehen. Sie gaben auf Arbeiterversammlungen Bericht. Die Deutschen hatten wirklich keine Kosten gescheut. Es gab dort ausgezeichnete Fabriksäle, Gemeinschaftsküchen, für die jüdischen Betriebsleiter waren regelrechte Wohnungen eingerichtet. Ich war selbst auf einer solchen Versammlung. Ich möchte dabei feststellen: die jüdischen Betriebsleiter haben für Poniatowo und Trawniki keine Propaganda gemacht. Die Partei hätte es ihnen auch sehr schlecht angeschrieben. Mit ihrer Auffassung mussten die Betriebsleiter rechnen. Es war damals zu gefährlich gegen die Partei zu arbeiten, selbst für Betriebsleiter. Dagegen trieben Toebe und Schulc geschickte Propaganda. Sie waren ja auch, der SS gegenüber, persönlich für die Überführung der Betriebe verantwortlich. Der deutsche Leiter der Heeresunterkunft - sein Name ist mir leider entfallen - wurde im April 1943 von der Gestapo erschossen. Er wurde dafür verantwortlich gemacht, dass er keinen einzigen Arbeiter seines Betriebes nach Trawniki gebracht hatte.

Die Heeresunterkunft erhielt im März 1943 den Befehl, nach Trawniki überzusiedeln. Die Züge, die diesem Betriebe zur Verfügung gestellt wurden, standen zwei Tage auf der Transferstelle. Sie gingen leer zurück. Die Arbeiter lagen in den Bunkern. Der Betrieb wurde dann der Fa. Schulc als Filiale übergeben. Auch Herrn Schulc gelang es nicht, trotz seiner pathetischen Reden, auch nur einen einzigen der Belegschaft zu überreden. Der ganze Plan der freiwilligen Überführung der Betriebe misslang.

Toebens sprach mehrmals zu seinen Arbeitern. Er führte die drei Möglichkeiten an, die es für einen Juden damals gab. Erstens: die arische Seite mit falschen Papieren. Das war kein Ausweg für die Masse, höchstens für ein paar Reiche; und auch für diese ein gefährlicher und höchst problematischer Weg. Zweitens: Widerstand. Toebens versuchte die Aussichtslosigkeit dieses Weges klar zu machen. "Was könnt ihr schon gegen die deutsche Armee machen?" sagte er fortwährend. Drittens: Poniatowo und Trawniki: "Ich verbürge mich mit meinem Wort dafür, erklärte er, dass ihr nur in Poniatowo den Krieg überleben werdet. Tausende von Juden werden mir nach dem Krieg für meinen Rat dankbar sein. Poniatowo ist mein Werk. Nicht die SS lockt Euch dahin. Mit goldenen Lettern wird der Name Walter Toebens als der, des Retters seiner Arbeiter in der jüdischen Geschichte verzeichnet werden!"

- Herr Toebens, ich habe Ihre Rede gehört. Sie haben sehr schön und überzeugend gesprochen. Sie haben mit Ihren Worten ein paar Tausend Menschen nach Poniatowo gelockt. Diese Menschen haben Ihnen das Leben gerettet. Sie verdanken nun den Juden nicht nur Ihre Millionen, auch Ihr Leben. Ihr Name wird aber nicht mit goldenen Lettern in unserer Geschichte geschrieben werden. Ich glaube es Ihnen auch nicht, dass es Ihr wahrer Wunsch war. Sie haben nur um Ihr Leben gezittert und deshalb so schöne Worte gewählt. Ihr Poniatowo ist aufgelöst. Es existiert nicht mehr. Ihre Arbeiter sind alle von Ihren Volksgenossen ermordet. Ihren Namen, Herr Toebens, und die der Direktoren Schule, Bauch und Jan übergebe ich Ihrem Wunsche gemäss der Beurteilung der Geschichte.

Toebens und Schule vermochten durch ihre Versprechungen in den vier Wochen vom 15. März bis 15. April etwa 2000 Menschen nach Poniatowo und Trawniki zu bringen.

Die Firmen Hoffmann, Röhrich, Oschmann erhielten ebenfalls Termine zur Übersiedlung. Von diesen Betrieben ist kein einziger Mann gefahren. Die Belegschaft der Fa. Hoffmann zündete die Fabrik und das Warenlager an. Die Gebäude verbrannten mit dem gesamten Heeresgut.

Das Ghetto erhielt keinen Befehl zur Übersiedlung. Alle Betriebe, die zur Überführung ihrer Maschinen und Belegschaften aufgefordert worden waren, lagen in den Inseln ausserhalb des Ghettos. Ich möchte besonders auf diese Tatsache hinweisen. Sie bewußt, dass die Partei recht hatte. Das Ghetto wurde am 18. April 1943 angegriffen, obgleich es durch keine Verordnung zur Übersiedlung aufgerufen worden war. Es handelte sich also nicht um eine Strafexpedition dafür, dass deutsche Verordnungen boykottiert worden waren. Heute ist diese Beweisführung nicht mehr notwendig. Poniatowo und Trawniki wurden liquidiert. Alle Arbeiter wurden umgebracht. Das System, das in diesen Lagern angewandt wurde, war das selbe wie in Warschau. Es wurden Selektionen durchgeführt. Im Oktober 1943 las ich den letzten Bericht einer kleinen Gruppe, die aus Poniatowo nach Treblinka deportiert wurde.

ABSCHIED VOM GHETTO

Am 19. März 1943 wurde ich von der Auslandspolizei benachrichtigt, sie würde mich morgen abholen. Sie müsse mich sicherstellen. Ich sollte in einem Gefängnis, dem Pawiak, interniert werden. Als Staatsangehöriger einer kriegführenden Macht war ich mit noch fünf Personen aus unserem Block zum Austausch gegen deutsche Zivilinternierte aus der westlichen Hemisphäre bestimmt. Diese Nachricht verbreitete sich blitzschnell im ganzen Block. Die ganze Nacht über sassen Freunde bei mir.

Am 20. März um 7 Uhr früh stellte sich die gesamte Belegschaft zum Abschied auf. Die letzte Stunde, die ich mit diesen 1000 Menschen verbrachte, war das erschütterndste Ereignis in meinem Leben. Ich werde nie die weinenden Frauen und Kinder vergessen. Ich höre immer die Worte der Arbeiterführer, mit denen sie sich im Namen der ganzen Arbeiterschaft von uns verabschiedeten:

"Übergebt es der Welt, wie die Deutschen unsere Eltern, unsere Frauen und Kinder gefoltert, gemüht und dann ermordet haben! Übergebt es unseren jüdischen Brüdern! Sie werden sich der Warschauer Juden nicht zu schämen brauchen. Verlassen von der Welt, vergessen von unserer polnischen Regierung in London, erheben wir uns allein gegen unsere Mörder. Wir sind entschlossen, hier auf dem Boden unseres Ghettos das Leben unserer Frauen und Kinder zu verteidigen. Hier auf diesem Boden werden wir leben oder sterben. Nur unsere Leichen werden die Deutschen in den Bunkern finden. Wir werden in dem Glauben untergehen, dass die Welt dieses Verbrechen rächen wird. Millionen Tote verpflichten euch, unser Vermächtnis der Menschheit zu überliefern!"

Unsere Tränen waren die Antwort. Weder Leon noch ich - wir waren die einzigen Männer unter den Scheidenden - konnten antworten. Der Schmerz und die Tränen schnürten uns die Kehle zu. Wir fielen uns alle in die Arme. Wir Männer, die wir so viel Blut gesehen, eine solche Hölle miterlebt hatten, wir weinten alle. Es wurde uns schwer zu begreifen, dass dies unser letzter Abschied war, dass wir uns nie wieder sehen sollten.

Um 8 Uhr fuhr die Auslandspolizei vor. Sie sahen wie eine grosse Menschenmasse uns begleitete. Um Manifestationen zu vermeiden, befahl sie, das Fabriktor zu schliessen.

Wir setzten uns auf den Wagen. Die Menge brach das Tor ein. Noch einmal wollten sie uns umarmen. Der Wagen war schon in Bewegung, als ein paar Freunde auf ihn sprangen. Sie begleiteten uns bis zum Ausgangstor des Ghettos.

IM GEFÄNGNIS

Das eiserne Tor schloss sich hinter uns. Wir standen auf dem Hof des berühmtesten Pawiak. Totenstille ringsumher. Nur die Hunde in den eisernen Käfigen gleich am Tor bellen uns an. Das sind also die Hunde, die auf jüdische Häftlinge gehetzt werden. Von diesen wilden Hunden sprach man so viel im Ghetto. Wir sollten uns bald überzeugen, dass sie Engel waren im Verhältnis zu der Bewachungsmannschaft des Pawiak.

In diesem Gefängnis befanden sich nur politische Häftlinge. Die wenigen Juden, die in den Kellerzellen zu Tode gefoltert wurden, waren auf der arischen Seite denunziert worden. Einige unter ihnen standen unter der Anklage, Waffen gekauft zu haben. Diese wurden täglich zweimal in die Aleje Schucha, zum Sitz der Gestapo geführt. In den berühmten Folterkammern, die die Gestapo in den Kellern des ehemaligen Bildungsministeriums angelegt hatte, wurde versucht, sie zum Verraten ihrer Kameraden zu zwingen. Es gab etwa 20 Juden auf dem Pawiak. Wurden mehr von der arischen Seite eingeliefert, dann erschoss man gleich die übrigen. Diese 20 arbeiteten sehr schwer. Sie schleppten unter Aufsicht eines polnischen Zellenaufsehers den ganzen Tag schwere Kartoffelsäcke. Brach einer unter der Last des Sackes zusammen, so wurde er vom Zellenaufseher mit einer Peitsche halbtot geschlagen. Die Kameraden mussten ihn dann in die Zelle tragen. Der polnische

Aufseher wird einmal an diese Szenen erinnert werden. Ich werde sein Gesicht überall erkennen. Der blosse Name "Pawiak" jagt in Warschau jedem einen panischen Schrecken ein. Aus diesem Gefängnis gibt es kein Entrinnen mehr. Entweder wird der Häftling erschossen oder in ein Konzentrationslager geschickt, was ja praktisch auf das selbe heraus kommt. 90% der Häftlinge sind nur zufällig hier. Sie wissen nicht, warum sie verhaftet worden sind. Es sind Opfer der Razzias in den Strassen, in den Cafés, in den Kinos. Viele sind bei Massenverhaftungen aus den Betten herausgeholt worden, bei Vergeltungsaktionen für ein politisches Attentat. Warschau war für die Gestapo das unsicherste Pflaster in Europa. Ich habe mit vielen Häftlingen gesprochen. Viel Intellektuelle, Ärzte, Rechtsanwälte, Absolventen der Technischen Hochschule.

Der Pawiak kann besser als irgendein Ort von der Tragödie des polnischen Volkes zeugen. Hier fiel unter den Kugeln des Exekutionskommandos Polens geistige Elite. In den Massengräbern Dzielnastrasse 25 und 27, gegenüber dem Pawiak, liegen die verkohlten Überreste der polnischen Freiheitskämpfer. Von diesem Pawiak aus wurden alle paar Wochen die Transporte nach Auschwitz und Majdanki bei Lublin geschickt. In diesen beiden Konzentrationslagern werden Polens Helden zu Tode gemartert.

Ich war zwei Monate in diesem Gefängnis. Ich nahm jede Gelegenheit wahr mich umzusehen. Dreimal täglich ging ich in die Küche, um Suppe zu holen. Ich habe Augen und Ohren offen gehalten. Leider darf ich noch nicht alles berichten. Es wäre zu leichtsinnig. Nicht mehr lange.

Die Zahl der Häftlinge betrug 1600 - 1800. Der genaue Bestand war mit Kreide auf schwarze Tabellen geschrieben. Eine befand sich auf der Serbja das ist die Bezeichnung der Frauenabteilung, eine im Krankenhaus in dem selben Gebäude. Zwei andere Tabellen befanden sich in der Männerabteilung; eine davon zeigte den Stand der kranken Männer an. Vor jedem Transport fand eine ärztliche Untersuchung statt. Lungen- und Venerischkranke wurden nicht transportiert; sie wurden auf dem Pawiak erschossen. Etwa 600 Frauen befanden sich auf der Serbja auch ein paar Kinder, die dort geboren waren.

Die Frauen gingen täglich eine halbe Stunde im Hof spazieren, immer im Kreise herum. Kein Wort durfte gesprochen werden. Sie trugen keine Gefängniskleidung. Ich sah elegante Frauen in Pelzmänteln. Die meisten befanden sich hier als Geiseln für ihre Männer oder Söhne. 80 jährige Grossmütter waren dabei.

Vor unseren Fenstern auf dem dritten Hof gingen zwei Stunden täglich die Frauen aus dem Krankenhaus spazieren, auch diese hintereinander im Kreise herum. Stehenbleiben und sprechen war verboten. Dafür sorgte der SS-Mann Krüger, der die Frauen bewachte. Ein paar Jüdinnen waren unter ihnen. Ich kannte vier jüdische Frauen. Trotzdem sie mehrmals halbtot geschlagen wurden, hielten sie sich tapfer. Sie haben ihre Religion nicht eingestanden. Diese vier Frauen gehörten zu den Ausnahmen. Gewöhnlich genügten ein paar Peitschenhiebe, und die jüdischen Frauen, die auf der arischen Seite denunziert worden waren, gaben gleich ihren wirklichen Namen und ihre Religion an. Schlagen, das war die sicherste Methode, um die Identität bei Frauen festzustellen.

Ich liess den Sträflingen immer Zigaretten zukommen. Als die Frauen nach Auschwitz geschickt wurden, erhielt ich viele Abschiedszettel. Die Moral war bei den Frauen bedeutend besser als bei den Männern.

Als sie auf die Lastautos geladen wurden, sangen sie patriotische Lieder.

Unter dem polnischen Gefängnispersonal gab es einige Verräter, die den Deutschen die Füsseleckten. Es gab aber auch solche, die nur auf den Tag der Vergeltung warteten. Das Personal war im allgemeinen terrorisiert. Viele wurden mit den Häftlingen in die Konzentrationslager geschickt. Unbeliebt waren die Häftlinge, die in der Wäscherei, in der Küche und den Magazinen arbeiteten. Das waren alle ausgesuchte Menschen, zu denen die Deutschen Vertrauen hatten. Das Küchenpersonal vor allem benahm sich nach dem Muster der deutschen Gönner. Unter diesen Leuten gab es viele Spitzel.

Drei Massensexekutionen und zwei Transporte habe ich in diesen zwei Monaten erlebt, von den täglichen Erschiessungen einzelner Häftlinge ganz zu schweigen. Die Exekutionen waren so fürchterlich, dass ich den Vorgang hier wiedergeben muss. Ich ging mit meinem Suppentopf unter Aufsicht einer Wärterin über den Hof und sah die ganze Szene. Der SS-Mann Wewels fauchte mich an und jagte mich schnell weg. "Die verdammten Internierten, die treiben sich hier immer rum. Die schnüffeln überall, damit sie dann was zu erzählen haben," schrie er mir nach. Er hatte recht. Ich habe herumgeschnüffelt und halte es für meine Pflicht, der Welt zu berichten, was ich gesehen habe.

Ich sah viele Männer in Hemden und Unterhosen auf dem Bauch liegen, das Gesicht an die Erde gepresst, die Hände nach vorn ausgestreckt. Zwischen den Reihen standen die SS-Ukruiner mit Maschinengewehren. Der Oberscharführer Bürgel kommandierte mit einer Ruhe, als ob es sich um ein Manöver handelte. Ich vernahm jedes Wort. "Zu fünf abzählen und abführen!" schrie er. Die Ukrainer zählten fünf Mann ab und führten sie durch das Tor in das gegenüberliegende Haus, Dzielnastrasse No.25. Eine Salve krachte. Die Ukrainer kamen gleich zurück. Die nächsten fünf. 200 Mann wurden so erschossen. Die Männer gingen erhobenen Hauptes in den Tod. Ich habe keinen Laut gehört, nur die kommandierende Stimme des Bürgel und die Schüsse.

15 Minuten später kam dieser Bürgel, elegant angezogen, die Handschuhe in der Hand, in unser Zimmer. Er unterhielt sich vollkommen ruhig, wie ein gut erzogener Beamter, über die Aussichten der kriegführenden Mächte. Er regte sich über die Bestialität der alliierten Flieger auf. "Diesen Kriegsverbrechern werden wir Mores lehren," pflegte er zu sagen.

Die zweite Exekution erlebte ich am 16. Mai 1943. An diesem Tage wurde ich mit noch drei Kameraden für drei Tage gesundheitshalber befreit. Der Pawiak liegt im Herzen des Ghettos. Wir warteten auf einer Bank vor dem Büro des Gefängnisses auf das Gefängnisauto. Dieses Auto brach täglich zweimal unter starker Bewachung - zwei offene Autos mit zwölf SS-Männern folgten dem Wagen - Häftlinge zum Verhör nach dem Sitz der Gestapo in der Aleje Schucha.

Um 8 Uhr früh ging das Auto vom Pawiak ab und kehrte um 12 Uhr zurück. Wir warteten um 12 Uhr auf diesen Wagen, der uns aus dem Ghetto herausbringen sollte. Pünktlich kam der Wagen an. Die Szene, die sich nun abspielte, werde ich mein ganzes Leben lang vor Augen sehen. Ich sehe sie jetzt, die Gesichter dieser sechs jungen polnischen Patrioten. Ich hatte den Eindruck, dass sie eben von der Universität geholt worden waren. Sie mussten die Schuhe ausziehen. Sie wussten es sicher nicht,

dass auf dem Pawiak Schuhe abnehmen den Tod bedeutete. Das Tor wurde geöffnet. Ein Mann in Zivil - er trug einen weiten Lodenmantel - befahl ihnen, durch das Tor zu gehen. Er selbst ging ihnen nach, zog schnell eine automatische Waffe unter seinem weiten Mantel hervor und schoss. Die sechs Mann schlugen nach vorn über. Fünf Schritte lagen sie vor mir. Das Tor wurde geschlossen. Ein paar Ukrainer gingen hin, um die Leichen wegzuräumen.

Ich hielt mich an der Bank fest. Mir schwindelte vor den Augen. Ich zitterte am ganzen Körper. Der Mann mit dem weiten Mantel setzte sich zu uns. Er zündete sich eine Zigarette an. "Sie sind entlassen?" fragte er uns. Wir konnten nicht antworten. "Sie sprechen kein Deutsch?" fragte er weiter. Ich schüttelte mit dem Kopf. "Pepi" wurde der Mann genannt. Er war Untersturmführer der SS. Seinen wahren Namen konnte ich nicht erfahren. Er war nur als Pepi bekannt.

Die dritte Exekution, die ich sah, fand am 19. Mai 1943 statt. An diesem Tage wurden wir vom Pawiak zum Bahnhof gebracht. Wir fuhren nach Frankreich. Die Lastautos standen vor dem Gefängnis. Wir trugen unsere Koffer hinein. Das Tor war weit offen. Auf dem Gefängnishof stand eine lange Reihe Frauen und Männer. Die SS-Männer führten sie einzeln über die Strasse und erschossen sie. Sie zerrten die Frauen an den Haaren über die Strasse. Es waren lauter ältere Menschen, die in der selben Nacht verhaftet worden waren. Ein alter Mann mit weissen Haaren legte sich auf die Erde. Er wollte nicht hinübergelassen. Scharführer Miller schleifte ihn an den Beinen über die Strasse.

Uns sahen die SS-Männer gar nicht an. Sie führten die Exekution durch wie ein tägliches Handwerk. Sie fanden das alles so selbstverständlich, dass unsere Anwesenheit sie gar nicht störte.

Ich übergebe hier die Namen der Besatzung: der Kommandant des Gefängnisses hiess Obersturmführer Jung. Er wurde Ende März in die Verwaltung der Gestapo versetzt. Sein Nachfolger hiess Obersturmführer Grabner. Vertreter des Kommandanten und eigentlicher Herr über das Gefängnis war Hauptscharführer Hülsemann.

Die Prominenten des Exekutionskommandos hiessen:

Oberscharführer	Bürgel
Oberscharführer	Zandler
Unterscharführer	Wewels
Unterscharführer	Krüger
Unterscharführer	Miller.

Die Namen der drei Scharführer, die ausserdem noch diesem Kommando angehörten, sind mir leider entfallen. Einer wurde "Chineser" genannt wegen seines mongolischen Aussehens.

Da ich gerade diese Namen aufzähle, möchte ich noch ein paar Namen von der Warschauer Gestapo angeben, die ähnliche Taten vollbrachten:

Obersturmführer	Nikolaus
Sturmbannführer	Jobke
Untersturmführer	Grische
Untersturmführer	Schpilke
Oberscharführer	Newetz

=====

Es gab auch einige deutsche Staatsangehörige unter den Häftlingen. Sie waren von den Polen separiert. Die deutschen Zellen waren besser eingerichtet. Ein deutscher Häftling, ein junger Bauer aus Ostpreussen, bewegte sich den ganzen Tag über vollkommen frei auf dem Terrain des Gefängnisses. Er beschäftigte sich in dem kleinen Garten, fütterte die Schweine und melkte die Pawiakziege. Er kam jeden Tag zu uns herauf und erzählte aus seinem Leben. Er hatte vor 1933 der KPD angehört. Die Nazis hatten nie Vertrauen zu ihm. Sie schickten ihn in das Konzentrationslager Dachau. Als der Krieg ausbrach, reichte er ein Gesuch ein, er wolle zur Front. Er kämpfte im Osten. Man behielt ihn aber im Auge. Er stand im Verdacht zu den Russen übergehen zu wollen. Die Nazis schickten ihn zurück in ein Konzentrationslager nach Auschwitz. Von da kam er in den Pawiak nach Warschau. Nach Stalingrad reichte er wiederum ein Gesuch ein mit der Bitte, eingezogen zu werden. Es wurde ihm abgelehnt. Nach dem Überfall auf das Gefängnisauto im April 1943 wurden die sämtlichen Insassen des Pawiak nach Auschwitz überführt. Er war auch dabei. Das Pawiakauto wurde auf der Bielanskastrasse von polnischen Patrioten angegriffen. Die Begleitmannschaft, fünf SS-Männer, wurden erschossen, die 15 Häftlinge befreit. Die Zellen des Pawiak wurden sofort geleert. In der selben Nacht wurden sie mit neuen unschuldigen Opfern gefüllt. Seit diesem Tag wurde der Häftlingswagen von zwei offenen Autos begleitet, in denen zwölf SS-Männer mit Maschinengewehren und Granaten sassen. Dieser deutsche Häftling erzählte uns alles, was auf dem Pawiak vorging, wieviele täglich erschossen wurden, wann die Transporte abgingen. Er erzählte fürchterliche Dinge aus Dachau, vor allem aber aus Auschwitz. Wir wussten damals, dass es in Treblinka Gaskammern für Juden gab. Er gab uns an, dass auch in Auschwitz Hunderttausende von Juden aus dem Reich und aus dem Westen vergast worden seien.

Auf dem Pawiak waren sieben jüdische Klempner beschäftigt. Sie arbeiteten seit 1940 im Gefängnis. Ihre Frauen und Kinder waren während der Aktion im Juli 1942 umgebracht worden. Ursprünglich waren es acht. Einer war vom Oberscharführer Bürgel erschossen worden. Diese Klempner erhielten manchmal Sonntags Passierscheine ins Ghetto. Einmal hatten sie sich um zwei Minuten verspätet. Bürgel stand am Tor, um sie zu erwarten. Für die zwei Minuten Verspätung erschoss er einen. Diese Männer waren zu arm um sich eine Zigarette zu kaufen; woher sollten sie eine Uhr haben?

Diese sieben, die sich überall im Gefängnis frei bewegten, kannten jeden Häftling. Sie kannten alle Deutschen. Sie wussten alles was auf dem Pawiak vorging. Diese in Lumpen gehüllten Gestalten, die sich ängstlich und schüchtern benahmen, um ja keinen Anlass zu Beschwerden zu geben - ihnen drohte für das geringste Vergehen Todesstrafe - diese von niemandem als vollwertig angesehenen oft verhöhnten und geschlagenen Menschen, spielten doch eine sehr grosse Rolle bei allem, was zwischen Pawiak und der Aussenwelt vor sich ging. Sie hatten in diesen paar Jahren das Schicksal von Tausenden polnischer Freiheitskämpfer miterlebt. Sie sind die besten Zeugen all der Tragödien, die sich hinter den düsteren Mauern dieser Stätte des Todes abspielten. Wer hätte es diesen traurigen Gestalten, die mit ihren Eimern und ihrem Handwerkzeug schweigsam, gesenkten Hauptes, wie Schatten auf den Höfen umherschlichen, angesehen, dass sie uns Briefe brachten, dass sie Berichte ins Ghetto und auf die arische Seite beförderten! Wir gaben ihnen Brot und Zigaretten. Sie warfen alles in die Zellen der Häftlinge. Sie hatten mit ihrem Leben abgeschlossen. Als das Ghetto in

die Luft gesprengt wurde, als der Himmel Warschaus wochenlang von den Bränden der Ghettohäuser rot war, sassen wir letzten Überlebenden der halben Million Warschauer Juden, mit diesen sieben mit in dem Flammenmeer und weinten. Das Los dieser Unglückseligen, die nach unserer Abfahrt als die einzigen auf dem Boden des Ghettos lebenden Juden zurückblieben, hat etwas so Ergreifendes an sich, dass wir überall von ihnen erzählten. Heute, wo die Russen vor Warschau stehen, auf den Barrikaden dieser unglücklichen Stadt die Bevölkerung verblutet, sind alle meine Gedanken bei den Freiheitskämpfern, bei den wenigen Juden, die sich versteckt hielten und bei diesen Sieben. Möge der Himmel ihnen beistehen.

=====

Das Leben im Ghetto in der Zeit, die wir im Gefängnis verbrachten, stand ausschliesslich unter dem Zeichen der Vorbereitungen zum Aufstand. Auf die arische Seite gingen nur ein paar Frauen und Kinder. Die Männer blieben alle. Viele kamen auch ins Ghetto zurück. Für Männer wurde es täglich schwerer auf der arischen Seite. Die Gestapo hatte eine spezielle Organisation junger Polen aufgestellt, die zum Herausfinden von Juden bestimmt war. Für jeden Angezeigten zahlte die Gestapo eine Prämie, 5 kg Speck und einen Liter Schnaps. Die einzige Möglichkeit, die einzige Chance war die Revolte. Alle hofften die Welt würde aufmerksam werden und diesen letzten Rest retten. Die Moral war ausgezeichnet. Keine Spur mehr von Kopflosigkeit, von Chaos. Man war eine Gemeinschaft, nicht wie bei der ersten Aktion, als jeder nur an sich dachte. Es klingt vielleicht unwahrscheinlich, dass in dieser Periode viele Hochzeiten stattfanden, dass die Jugend singend durch die Ghettostrassen zog. Man hatte sich mit dem Unabwendbaren abgefunden. Man hatte alles verloren, die Eltern, die Frauen, die Kinder. Man hatte noch gerade das, was man auf sich trug, einen Revolver, ein paar Granaten und den festen Entschluss, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.

Es gab keine Probleme mehr, wo die Eltern, Frauen, Kinder zu verstecken waren. All diese Sorgen, die einen bei den bisherigen Aktionen zur Verzweiflung brachten, waren weg. Alle fühlten sich als Front Soldaten, die nichts als ihr nacktes Leben zu verlieren haben. Nie haben Soldaten in einem Krieg so genau gewusst, wofür sie kämpfen, wie diese Männer im Ghetto.

Alle Berichte, die wir im Pawiak erhielten, sprachen von diesem neuen Geist. Nie las ich etwas von Verzweiflung oder Schrecken vor der kommenden Auseinandersetzung.

Am 15. April brachte mir mein Onkel mit einem Kameraden Mazzen auf einem Handwagen. Das Ghetto schickte uns ein Geschenk. Die Fremdenpolizei war gerade im Gefängnis. Sie erlaubte auf unsere Bitte hin, dass diese zwei Kameraden uns die Pakete in unsere Zimmer brachten. Mit welchem Enthusiasmus sprachen sie über die Vorbereitungen zum Kampf. Ergreifend war ihr Glaube, dass die Deutschen Monate brauchen würden, um alle Widerstandsnester zu beseitigen. Bis das den Deutschen gelänge, wäre der Krieg schon längst zu Ende. "Nach Poniatowo und Trawniki geht der Weg nur über unsere Leichen!" sagten sie uns beim Abschied. Als ob wir geahnt hätten, dass wir diese Kameraden zum letzten Mal sahen, hatten wir Tränen in den Augen, als wir ihnen aus den Fenstern nachwinkten.

Am 17. April flitzten sie auf Fahrrädern durch die Dzielnastrasse und warfen uns einen Zettel herein: "Der Einsatz Reinhard aus Lublin ist

in Warschau. Morgen geht's los. Wir sind bereit. Lebt wohl! Vergesst uns nicht!

Das Ghetto."

DER ENDKAMPF

Am 18. April um 6 Uhr früh sahen wir die SS ins Ghetto einmarschieren. Der Zufall hat es gewollt, dass die im Pawiak Internierten zu Augenzeugen des heldenhaften Kampfes der 40.000 im Ghetto lebenden Menschen wurden. Wir sahen die Kolonnen der SS durch die Zielnastrasse marschieren. Tanks rollten täglich an unseren Fenstern vorbei. Wir sahen, wie die Deutschen mit Flammenwerfern die Widerstandsnester ausräucherten, wir beobachteten die Flugzeuge der deutschen Luftwaffe, die das Ghetto mit Bomben eindeckten. 6000 Mann der SS-Waffen und schwere Bataillons der Gendarmerie, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, wurden täglich eingesetzt. Der Widerstand war aber so gross, dass die Gefängnisverwaltung einen Überfall befürchtete. Sie erhielt Verstärkung, die dreifache Zahl der normalen Wachmannschaft lag Tag und Nacht auf den Gefängnismauern in Alarmbereitschaft. Der Pawiak wurde in aller Hast zu einer Festung ausgebaut. Auf den Mauern um das ganze Gefängnis wurden in kurzen Abständen Maschinengewehre aufgestellt, Netze über den Hof gezogen zum Abfangen von Granaten. In die Wände der Gebäude waren Öffnungen für Maschinengewehre geschlagen, auf den Dächern weisse Tücher mit schwarzen SS Zeichen ausgespannt. Nachts war das ganze Terrain mit Reflektoren taghell beleuchtet. Die Häftlinge wurden zu den täglichen Spaziergängen nicht mehr herausgelassen. Die Autos fuhren nicht mehr auf die arische Seite. Wir waren auch eingesperrt und durften nicht mehr heraus. Es herrschte in den ersten Tagen des Kampfes eine unerhörte Nervosität auf dem Pawiak. Selbst die SS-Offiziere und die Unteroffiziere legten ihre kurzen Maschinengewehre nicht ab, wenn sie vom Büro in den Essaal gingen. Die deutschen Sanitätsautos rasten den ganzen Tag durch die Zielnastrasse und brachten die toten und verwundeten SS-Männer aus dem Ghetto. Die Männer im Ghetto kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Sie sprengten die Ghettomauern und verkrochen sich in die unbewohnten Häuser der Zielna-, Gesia- und Karmelickastrasse. Der gesamte ehemalige jüdische Wohnbezirk wurde zum Kampffeld, von der Leszno-, Eisen- und Karmelickastrasse an bis hinunter zum Danziger Bahnhof. Die Häuser, die um den Pawiak waren, wurden niedergebrannt. Der Pawiak selbst fing Feuer. Die Warschauer Feuerwehr wachte Tag und Nacht auf dem Hof des Gefängnisses. Wir waren sicher, dass die Häuser in der Umgebung des Pawiaks verbrannt würden, um seine Verteidigung zu erleichtern. Bald aber sahen wir Brände in allen Richtungen. Jedes einzelne Haus wurde in die Luft gesprengt, eins nach dem anderen. Nach einigen Tagen brannte das ganze Ghetto. Wir befanden uns mitten in einem Flammenmeer.

Ich ging täglich ein paar Mal über den Hof in die Küche, um Suppe zu holen. Die Luft war zum Ersticken heiss, schwarz vor Rauch und Russ. In der Luft flogen verkohlte Papierfetzen jüdischer Gebetbücher umher.

Gegen solche Methoden war das Ghetto machtlos. Dagegen konnten die Männer mit ihren Pistolen und Granaten nichts mehr ausrichten.

Wir konnten genau beobachten, wie die Zielnastrasse niedergebrannt wurde. Alle Häuser wurden von SS und Gendarmerie umstellt. Wir sahen, wie die SS-Männer, auf dem Bauch liegend hinter Deckung, die Läufe der

Maschinengewehre auf diese Häuser gerichtet, auf Menschen lauerten, die die Glut aus den Verstecken heraustreiben würde,

Wir sahen, wie Menschen, durch das Feuer getrieben, auf höhere Stockwerke und dann auf das Dach flohen. Wir erkannten menschliche Silhouetten, die sich wie brennende Fackeln von den Dächern und aus den Fenstern in den Abgrund stürzten. Ununterbrochen jagten die SS-Männer die Feuergarben ihrer Maschinengewehre in die brennenden Häuser.

Am 10. Mai war das Ghetto ausgebrannt. Immer noch hörten wir das Krachen der Artilleriegeschosse und das Bersten der Bomben. Immer noch flammte in allen Ecken der Widerstand auf. Es lebten immer noch Menschen unter der Erde. Die SS-Männer liefen noch geduckt über die Trümmer, kämpften noch tagelang gegen die letzten Überlebenden.

F R E I !

Am 16. Mai wurde ich mit drei Kameraden gesundheitshalber befreit. Wir wurden im Polizeiauto unter sehr starker Bewachung aus dem Ghetto herausgefahren. Durch das kleine vergitterte Fenster sahen wir die Straßen, in denen wir zwei Jahre lang gelebt hatten. Wir erkannten nichts mehr, wir wussten gar nicht, wo wir uns befanden. Der Wagen bahnte sich mühselig einen Weg über die glühenden und rauchenden Überreste. Wir fuhren über ein Meer von Trümmern.

=====

Auf der arischen Seite trafen wir uns mit zwei Kameraden, denen es gelungen war, am 19. April nachts durch die Kanäle aus dem Ghetto zu entkommen. Sie berichteten uns über den dramatischen Verlauf der Sitzung bei Walter Toebeus und über den letzten Tag des Kampfes. Am Sonntag, den 17. April, berief Walter Toebeus die führenden Mitglieder des Judenrates zu einer Sitzung in sein Büro. Es waren Dipl. Ing. Lichtenbaum, Dr. Wielikowski und A. Gepner, drei Männer, die immer mit allen Mitteln für die Erhaltung des Ghettos gekämpft hatten. Toebeus erklärte ihnen, dass die jüdische Bevölkerung sich weigere, seine Verordnungen durchzuführen. Er sei ausserstand, die Umsiedlung nach Poniatowo durchzuführen. Er wäre daher gezwungen gewesen, dies der SS zu melden. Der Einsatz Reinhard, dem Poniatowo und Trawniki untersteht, habe ihn beauftragt, den Judenrat aufzufordern, die Umsiedlung mit Hilfe des Ordnungsdienstes durchzuführen.

Der Judenrat hat den Auftrag nicht angenommen. Zum ersten Male seit der Besetzung Warschaus haben sich Mitglieder des Judenrates geweigert, Befehle der SS auszuführen. Toebeus meldete dem Einsatz Reinhard telephonisch die Absage. Er erklärte die Delegation im Namen der SS für verhaftet. Ein paar Minuten später führte sie die SS ab. Der Verlauf dieser Sitzung wurde von einem Mitglied der Partei abgehört und protokolliert. Trotz strengster Bewachung des Büros, wurde die Nachricht von der Verhaftung der Partei mitgeteilt.

Am 18. April um 6 Uhr früh wurde das Ghetto umzingelt. Eine Gruppe von 400 SS-Männern betrat als erste den Boden des Ghettos durch das Tor am Stawkiplatz. Auf der Zamenhofastrasse marschierte eine andere SS-Gruppe entgegen, die durch das Tor an der Gesiastrasse ins Ghetto kam. Als sich diese beiden Gruppen einander näherten und die befehlenden Offiziere ihre Rechte zum Hitlergruss erhoben, eröffnete die Gruppe

die von der Gesiastrasse kam, auf die andere das Feuer. Innerhalb weniger Minuten wurde die überraschte Gruppe aufgerieben.

Der 18. Januar hatte sich in umgekehrter Richtung wiederholt. Dieses Mal hatten 500 junge Juden in SS-Uniformen die Deutschen überrumpelt. Durch diesen unerhörten Vorfall, war die deutsche Leitung so verblüfft, dass die Aktion gegen das Ghetto aufgehalten wurde. Die Deutschen mobilisierten alles, was sich an Militär in Warschau auftreiben liess und griffen um 9 Uhr wiederum aus allen Richtungen an. An den Toren der inneren Ghettomauern empfing sie die Bevölkerung. Aus Fenstern, von Dächern, aus Unterständen wurden die Deutschen durch einen Granatenhagel und starkes Maschinengewehrfeuer aufgehalten. Um jeden Fuss Erde wurde gekämpft, die Ghettomauern flogen in die Luft. 15-16 jährige Mädels und Jungs stürzten sich aus ihren Bunkern den Tanks entgegen. Sie kämpften und starben unter ihren blau-weissen Fahnen. (Auch unter der roten Fahne kämpften einige Gruppen.)

Über die Verwirrung bei der deutschen Leitung berichtete den Internierten der berüchtigte Scharführer Orf. Er war, wie bei allen vorherigen Aktionen, auch am 18. April gegen das Ghetto eingesetzt. Er gab an, er hätte im Büro der Auslandspolizei um 8 Uhr früh den Befehl erhalten, eine Gruppe SS gegen angebliche russische Fallschirmtruppen zu führen, die sich im Ghetto verschanzt hätten. Die Leitung und alle an der Aktion teilnehmenden SS-Männer waren überzeugt, dass die Russen den Aufstand organisiert hätten. Der Gedanke, dass es Juden waren, die Hunderte von SS-Leuten ins Jenseits beförderten, war den Deutschen so fremd, dass sie auch später noch dieses russische Märchen lancierten, als sie schon ganz genau wussten, dass kein einziger russischer Soldat abgesprungen war. Die Russen bombardierten am 16. Mai Warschau, sie warfen aber keine Waffen ab. Es wäre auch zu spät gewesen; an diesem Tag existierte das Ghetto nicht mehr. Es war vollständig von den Deutschen besetzt.

Die deutsche Propaganda sprach in jenen Tagen sehr wenig von jüdischen Partisanen. Riesige rote Plakate waren in allen Strassen angeschlagen: das bolschewistische Pack müsste mit Stumpf und Stil ausgerottet werden! Im Interesse der polnischen Bevölkerung, sei das ganze rebellionsgebiet niedergebrannt worden. Die friedliche polnische Bevölkerung müsste vor diesen bolschewistischen Verbrechern geschützt werden. Jeder wahre Pole solle sich an Katyn erinnern. Hier in Warschau, in der Hauptstadt des Generalgouvernements, wolle diese jüdisch-bolschewistische Pest ein neues Katyn vorbereiten. Jeder Pole habe die Pflicht, solche Verbrecher herauszugeben. Wer hilft, ist ein Verräter und wird erschossen.

Das stammt nicht etwa aus einem Witzblatt. Es ist ein Auszug aus einem Aufruf an die polnische Bevölkerung vom 1.5.43, gezeichnet vom SS- und Polizeiführer Stroop. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gelesen.

Vom 16. - 18. Mai war Warschaus Himmel wieder rot. Die Toebeensfiliale auf der Prostastrasse, ein Komplex von etwa 20 riesigen Häusern, wurde niedergebrannt. Tausende von Juden kämpften hier tagelang, bis sie das Schicksal ihrer Brüder aus dem Ghetto erreilte..

NOCH EINMAL IN LEBENSGEFAHR

Am Sonntag, den 17. Mai, sollte ich mich persönlich von der Wirkung der deutschen Propaganda überzeugen. Ich verabedete mich mit einem Kameraden, der mit mir aus dem Pawiak entlassen worden war, in dem Café Wegie. rkiewicz an der Boduenastrasse. Dort trafen wir ein Ehepaar, amerikanische Staatsangehörige, die am 19. Mai 1943 zusammen mit uns zum Austausch fahren sollten. Dieses Ehepaar hatte das Recht auf freiem Fuss zu leben. Es war nie auf dem Pawiak gewesen. Wir unterhielten uns ein paar Minuten. Die Kellnerin nahm gerade die Bestellungen entgegen, als plötzlich etwa ein Dutzend SS-Männer unseren Tisch umstellten. "Aufstehen, Hände hoch!" brüllte uns ein Unteroffizier an. Er befahl uns, uns mit dem Gesicht zur Wand zu stellen. Die SS-Männer trugen alle Stahlhelme, kurze Maschinengewehre und Handgranaten im Gürtel und in den Schäften der Stiefel. Ich war sicher, dass es sich um einen Irrtum handelte. Ich wollte eine Frage stellen. "Maul halten!" schrie der Scharführer. So standen wir vier, das Gesicht zur Wand, mit erhobenen Händen. Sie suchten uns nach Waffen ab, durchsuchten unsere Mäntel, die an einem Kleiderhaken hingen. Sie legten uns Männern Handschellen an und führten uns aus dem Café. Auf der Strasse standen noch etwa 20 SS-Männer, bis an die Zähne bewaffnet. Sie führten uns in die SS-Kommandantur auf der Moniuszkistrasse, ungefähr 200 m vom Café entfernt.

Ein höherer Unteroffizier wartete schon auf uns in seinem Büro. Er liess uns die Handschellen abnehmen und verlangte unsere Papiere. Das Ehepaar reichte ihm die Bestätigung der Gestapo. Er entliess es sofort. Unsere Pässe drehte er in der Hand. Ich versuchte ihm zu erklären, wir sind Internierte, wir sind gesundheitshalber bis zum 12.5.43 befreit worden. Am 19. Mai fahren wir nach Lissabon zum Austausch gegen deutsche Zivilinternierte. "Was, schnauzte er mich an, ihr wollt mir weismachen, in einem deutschen Gefängnis entlässt man ohne Entlassungsschein? Ich soll an solche Märchen glauben? Ihr seid von diesem Ankläger" - hier zeigte er auf einen jungen Mann, der sich im Büro befand - "als Juden erkannt worden. Jeder Jude wird der Befehlsstelle, dem Untersturmführer Brand übergeben."

Befehlsstelle und Brand - da ist es aus. Eisenstrasse 103 - da ist noch kein Jude lebend herausgekommen. Ich versuche nochmals, den Offizier zu überzeugen: "Rufen Sie die Gefängnisverwaltung an, die Auslandspolizei, in der Dienststelle Aleje Schucha weiss man Bescheid, läuten Sie beim Polizeiarzt an. Alle werden unsere Angaben bestätigen. Lassen Sie uns zur Dienststelle abführen, die Befehlsstelle ist doch nicht zuständig für uns. Wir sind in Berlin, in der Schweiz, in Washington registriert."

Nichts zu machen. An die Vernunft eines SS-Offizieres zu appellieren ist immer ein aussichtslose Unternehmen. Er liess uns wieder die Handschellen anlegen. Vier Mann führen uns durch Warschaus Hauptstrasse ins Ghetto zurück. Eine Hoffnung haben wir: wenn das befreite Ehepaar jemanden bei der Fremdenpolizei erreicht, haben wir noch eine geringe Chance. Es war gerade Mittagspause, dazu Sonntag. Wird aber die Fremdenpolizei beim Vernichtungskommando etwas erreichen?

Noch einmal sehen wir das grauenhafte Bild des Ghettos. Vor der Eisenstrasse 103 stehen die Feldküchen. Der ganze Platz ist schwarz von SS-Männern. Sie holen ihr Essen. In der Befehlsstelle empfängt uns der

diensthabende Scharführer. Ein SS-Mann unserer Bewachung meldet, dass sie zwei Juden von der arischen Seite gebracht hätten. Der dritte neben uns sei der Ankläger. Dieser hält die Anzeige meinem Kameraden gegenüber aufrecht. Mich kennt er nicht. "Na, das werde ich bald rausbekommen!" sagt der Scharführer. Er packt mich an der Kehle, knallt mich an die Wand. "Ich schlag dich tot, du Hund! Sag' die Wahrheit. Du bist doch Jude." Ich schreie aus Leibeskräften: "Ich bin amerikanischer Staatsangehöriger. Mit welchem Recht behandeln Sie mich so? Jagen Sie mir nur eine Kugel durch den Kopf, Sie töten damit einen Deutschen!"

Der Scharführer schlägt mich ins Gesicht und brüllt: "Das geht mich einen Dreck an, ob du Amerikaner oder Hottentotte bist. Jude bist du! Dafür musst du verrecken."

Eine Stimme vom ersten Stock ruft: "Was ist das für ein Geschrei da unten?" Der Scharführer lässt von mir und meldet: "Zwei Juden, die sich im arischen Viertel herumtrieben, wurden eingebracht. Einer gibt nicht zu, dass er Jude ist. Er behauptet Internierter zu sein." Der Mann vom ersten Stock kommt herunter. Ich erkenne ihn sofort, ein Gesicht, das im Ghetto bekannt ist. Es ist der Oberscharführer Mende. "Ihre Namen, bitte," wendet er sich an uns. Er hat uns tatsächlich mit Sie angesprochen. Ich habe mich nicht verhört. Er hält einen Zettel in der Hand und vergleicht. "Meine Herren, entschuldigen Sie," sagte er im Ton eines höflichen Beamten "es liegt ein Irrtum vor. Es tut uns leid, dass Sie durch die Nachlässigkeit der Gefängnisverwaltung Unannehmlichkeiten gehabt haben. Sie sind selbstverständlich frei."

Er befiehlt uns die Handschellen abzunehmen. Ich stand mit blutendem Gesicht da und erwiderte kein Wort. Ich konnte weder Mende noch den SS-Männern antworten, die uns aus dem Ghetto führten. Sie versicherten uns, wie peinlich es ihnen sei, uns solche Scherereien verursacht zu haben. "Was werden Sie im Ausland von uns erzählen?" Ich antwortete - nicht laut, aber in meinen Gedanken: "Die Wahrheit!"

=====

Ich erfuhr später, dass das Ehepaar den Komissar der Fremdenpolizei erreicht hatte, der uns zu befreien befahl. Am 19. Mai 1943 abends um 10 Uhr verliess ich mit 98 Überlebenden Warschau.

Errata.

Seite 36: Der hier und an mehreren weiteren Stellen genannte Name des Oberscharführers Trockenmeyer ist richtig zu lesen Klostermayer.

Wiederholungs-
Lithographie